# Vier Freunde.

# Vier Freunde.

## Roman in drei Bänden

von

Ludwig Rosen.

Dritter Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1861.

# Siebentes Buch.

# Ein deutscher Schulmeister.

Was nicht rein ist, wird in Nacht
verschwinden,
Sterne werden aus den Nebeln gehn.

Tiedge.

## 1. Die Naturgeschichte der Zippelstedter.

Bernhard war einigermaßen gekräftigt zurückgekehrt und hatte Dora nicht wenig durch seine Mittheilungen und durch das von Vanhulsten erhaltene Geld überrascht. Sie überlegten zusammen, ob sie vorerst alle Schulden bezahlen und sich dadurch sorgenfrei machen oder das Haus ankaufen wollten, und Beide neigten sich zu letzterem Entschlusse: Dora, weil sie für ihres Mannes Gesundheit besorgt war, wenn er eine weniger günstige Wohnung beziehen müßte, Bernhard, weil er hoffte, durch die beabsichtigten schriftstellerischen Arbeiten die Ausfälle seines Einkommens decken zu können. Es wurde demnach die Verhandlung mit dem bisherigen Besitzer des Hauses eingeleitet und abgeschlossen. Natürlich verbreitete sich die Nachricht hiervon sogleich in der kleinen Stadt und machte ein nicht geringes Aufsehen.

Am Abend desselben Tages, wo der Verkauf gerichtlich bestätigt war, fand sich Adams zum Besuche ein,

einige Erfordernisse zu einem Punsche mitbringend, die übrigen aber Bernhard auferlegend, weil, wie er meinte, der neue Hausbesitz durchaus gefeiert werden müsse. In seiner unachtsamen Weise hatte er sich nicht sonderlich darum bekümmert, wie es eigentlich sich mit der Kaufsumme verhalte, und Bernhard hatte noch nicht Gelegenheit, auch nicht die angemessene Form gefunden, um dem Freund darüber eine Mittheiluug zu machen. Der Punsch wurde beschlossen, besonders auf Dora's Andringen, welche fast die letzten Weinflaschen ihres Kellers dazu bestimmte, denn sie war eine wahre Verschwenderin, wenn es darauf ankam, ihren Bernhard zu erheitern.

Eben als Adams mit großem Behagen den Punsch bereitete, Dora dies und jenes Nöthige herbeiholte und Bernhard dem geschäftigen Treiben Beider ruhig zusah, trat Schwanhöfer herein, der seit langer Zeit das Haus nicht mehr betreten hatte. Er wurde von Dora mit befangener Zurückhaltung, von Adams mit ironischer Höflichkeit, von Bernhard mit aufrichtiger Freundlichkeit empfangen, und er ließ sich von Letzterem nicht lange bitten, an dem kleinen Familienfeste Theil zu nehmen.

„Ein Stündchen" — sagte er — „habe ich immer Zeit, und wo sollte ich das angenehmer zubringen, als in diesem vortrefflichen Kreise?"

„Also eine ganze Stunde Urlaub?“ fragte Adams.

Schwanhöfer schien dies zu überhören und sagte: „Vor allen Dingen muß ich das erledigen, was mich eigentlich herführte, nämlich meinen besten Glückwunsch darbringen wegen des Hausankaufes. Du bist ja nun Grund- und Hausbesitzer, Freund Korn, also gewissermaßen ein Mann in der Stadt.“

„Das bin ich auch,“ — sagte Adams — „wenn ich nicht zufällig einmal, was selten genug geschieht, die Ringmauern Zippelstedt's verlasse.“

„Ich meine, ein Mann, der in der Stadt zu Würden und Ehren gelangen kann. Mein Glückwunsch, lieber Korn, ist um so inniger, weil ich aus dem Umstand, daß Du zwei Drittel der Kaufsumme baar erlegt hast, auf eine günstige Gestaltung Deiner Finanzen schließen darf.“

Bernhard konnte sich wohl denken, daß zum großen Theile die Neugierde hinsichtlich des Geldes den Freund, dessen Freundschaft sonst wie ein alter Rock etwas fadenscheinig geworden war, hierher geführt hatte, und es war ihm nicht unlieb, über diesen Punkt eine Eröffnung zu machen, um sonstige vielleicht unsinnige Vermuthungen abzuschneiden; er sagte daher: „In diesem Kreise brauche ich kein Geheimniß daraus zu machen, wie es sich mit dem Gelde verhält. Bei meiner Anwesenheit in meiner thüringischen Heimath ergab es sich

überraschender Weise, daß mir ein — — Legat — oder eine Erbschaft — oder wie man es sonst nennen will — von einem Angehörigen zugefallen und zur Auszahlung bereit war. Da die Summe nun gerade hinreichte, um den Hauskauf zu bewerkstelligen, so habe ich sie darauf verwandt."

Adams sagte: „So? man muß also wirklich Geld haben, um ein Haus zu kaufen? Ich glaubte schon, man könne die ganze Summe schuldig bleiben, und ich ging ernstlich mit dem Gedanken um, mir auch ein Haus zu kaufen und auf solche Art ein Mann in der Stadt, wie Schwanhöfer es nennt, zu werden."

Schwanhöfer hatte ein wenig nachgedacht und sprach nun: „Es fragt sich doch, lieber Freund, ob Du das Geld nicht besser hättest anlegen können — —"

„Ei was," — fiel Adams ein — „die Sache ist ein Factum, über das man sich nicht hinterher den Kopf zu zerbrechen braucht, und außerdem ist der Punsch jetzt fertig. Versehen Sie das Amt der Hebe, holdselige Frau, und dann wollen wir einmal recht vergnügt sein."

„Eine Cigarre gefällig?" fragte Schwanhöfer aus alter Gewohnheit, indem er sein Cigarrentäschchen öffnete.

Adams erwiederte: „Wir danken, da sich Dein

Vorrath nur auf ein Exemplar zu erstrecken scheint, und werden uns aus eigenen Mitteln versorgen."

Dora brachte das Nöthige herbei, und Schwanhöfer, der doch etwas verlegen geworden war, sagte, um die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken: „Nun, sag' einmal, Freund Adams, wie geht es Dir denn eigentlich in Zippelstedt?"

„Schlecht und recht. Ich gebe Zeichnenstunden und verhunze die edlen Gesichter hiesiger Honoratioren in sehr mittelmäßigen Portraits."

„Du malst aber kein Portrait fertig, sagt man, und Viele klagen darüber, daß Du zwar jeden Auftrag annimmst, daß es aber unmöglich ist, von Dir ein fertiges Bild zu bekommen."

Dora nahm das Wort: „Ja, daran thun Sie wirklich Unrecht, Herr Adams. Wer einmal zum Portrait gesessen hat, wünscht es natürlich auch zu erhalten, und oft hängt sogar das Herz daran, wenn z. B. das Bild eine Trennung soll erleichtern helfen."

„Meine Bilder" — antwortete Adams — „genügen mir entweder, oder sie genügen mir nicht. Im ersten Fall, der wahrhaftig selten genug eintritt, mag ich mich nicht davon trennen, im zweiten Fall verlier' ich die Lust daran, lasse sie unvollendet, und sie verstauben in meiner Schlafstube; ich habe da schon eine

ganze Gallerie von solchen Bildern, aber sie gucken all' nach der Wand und kehren mir den Rücken zu."

Bernhard sagte: „Ich muß zustimmen, daß dies nicht Recht von Dir ist. Wenn Du eine Bestellung übernimmst, so verpflichtest Du Dich auch zur Ausführung."

„Pah, ein Künstler steht außer dem Gesetz!"

„Aber" — bemerkte Schwanhöfer — „Du schmälerst dadurch Deine Einnahme, denn für nicht abgelieferte Bilder bekommst Du natürlich kein Geld, und man begreift nicht, um ganz offen zu reden, wie Du von den wenigen Privatstunden leben kannst."

„Das ist zunächst meine Sorge. Ich bin den Zippelstedtern noch nicht zur Last gefallen, also können sie mich ruhig meines Weges gehen lassen."

Schwanhöfer fragte einlenkend: „Wie gefällt es Dir sonst in Zippelstedt?"

„Sehr schlecht."

Sehr beleidigt in seinem Zippelstedter Patriotismus sagte Schwanhöfer: „Dann sind Dir die armen Zippelstedter ja doppelt zu Dank verpflichtet, indem Du ihnen gegen die Empfindungen Deines Innern doch die Ehre Deiner Anwesenheit zu gönnen geruhst."

„Du mußt nicht empfindlich werden," — begütigte Bernhard — „da Du ja die Art und Weise unsres Freundes Adams gut genug kennst."

Gleichmüthig sprach dieser: „Ich würde Zippelstedt schon längst verlassen haben, wenn mich nicht zwei Gründe zurückhielten: einmal wollte ich gern erst abwarten, bis die Zippelstedter den wahren Ansprüchen des Oberlehrers Korn gerecht werden — vorausgesetzt, daß dies nicht die menschliche Geduld, ja sogar das menschliche Leben überdauert — dann aber muß ich erst ein gelehrtes Werk beendigen, das einzig und allein in Zippelstedt kann vollendet werden."

„Ein gelehrtes Werk?" riefen Bernhard und Dora mit mißtrauischem Erstaunen.

Schwanhöfer vergaß vor Neugierde seine Empfindlichkeit und sagte: „Das nur in Zippelstedt kann beendigt werden? Was mag das sein?"

Sehr langsam und nachdrucksvoll erwiederte Adams: „Es ist die Naturgeschichte der Zippelstedter, die natürlich nur an Ort und Stelle kann studirt werden."

Schwanhöfer sah ihn verdutzt an, während die Andern lächelten.

Mit demselben Ernst fuhr Adams fort: „Im tiefsten Vertrauen theil' ich mit, daß die von mir zurückbehaltenen Bildnisse hervorragender Zippelstedter Persönlichkeiten zu meiner Naturgeschichte werden als physiognomische Fragmente benutzt werden, wo sie wenigstens eine gemeinnützigere Anwendung fin-

den, als an den Wänden selten geöffneter Besuchzimmer."

„Aber ich verstehe den Scherz nicht; was soll das heißen: eine Naturgeschichte der Zippelstedter?" fragte Schwanhöfer.

„Es ist durchaus kein Scherz, es ist vollständiger Ernst. Um Dir ein leichteres Verständniß des interessanten literarischen Unternehmens zu eröffnen, werde ich die erste beste Stelle daraus recitiren." — Er war aufgestanden und hatte sich vor Schwanhöfer hingestellt in der Positur eines docirenden Professors, die eine Hand auf der Brust unter die Weste steckend, mit der andern pedantisch gestikulirend, und sagte: „Es handelt z. B. der zweite Hauptabschnitt von den Naturanlagen der Zippelstedter, und es heißt daselbst im zweiten Kapitel, welches sich über die finanziellen Anlagen ausläßt, folgendermaßen. Der Zippelstedter wird geboren mit der wunderbaren Gabe, in die Börsen und Geldkisten aller Zippelstedter blicken zu können, mögen dieselben auch noch so verborgen oder verschlossen sein. Er weiß genau, was jeder Mitbürger ererbt hat, was hiervon verloren gegangen oder durch Heiraths-Spekulation — ich wollte sagen: durch Heirath oder industrielle Spekulation hinzugekommen ist. Er kennt ebenso gut die Einnahmen und Ausgaben jedes besoldeten Beamten, so daß er so ziemlich auf

Groschen und Pfennige berechnen kann, wie viel Geld sich zu jeder Zeit des Monats in der Kasse des Beamten findet. Er achtet mit Recht Denjenigen, der mehr einnimmt als ausgiebt, er betrachtet mit Mißtrauen Denjenigen, der mit Aufbietung aller seiner Kräfte eine nothdürftige Bilanz behauptet, er verachtet nach Verdienst den armen Teufel, der nicht so viel zu erwerben vermag, als er gebraucht, und er erklärt den Lump, der eigentlich gar keine Einnahme hat, wie ich z. B., als ein unbegreifliches Phänomen gleichsam außer den Zippelstedter Naturgesetzen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß neben diesem instinktiven Einblick in die Geldverhältnisse nicht auch zugleich eine ähnliche Fähigkeit angeboren ist, in die Herzen zu blicken; aber in dieser Hinsicht sind die Zippelstedter ebenso dumm wie andere gewöhnliche Menschen."

Da Bernhard und Dora diese Standrede möglichst unbefangen als einen harmlosen Scherz aufzunehmen suchten, so blieb auch für Schwanhöfer Nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen, er drohte daher wie scherzend mit dem Finger und sagte: „Du, Du! Wenn die Zippelstedter nicht so anspruchslose und bescheidene Leute wären, so könnten sie Dir wegen dieser sogenannten „Naturgeschichte" böse werden."

Mit unerschütterlichem Ernst erwiederte Adams: „Du bist im Irrthum, wenn Du die Zippelstedter als

Zippelstedter für anspruchslos und bescheiden hältst. Höre nur, wie es im dritten Abschnitt, welcher von den Tugenden und Fehlern der Zippelstedter handelt — über die ersteren spricht sich das Werk zur Zeit noch nicht aus — und daselbst im dritten Kapitel von dem Geburtsstolz der Zippelstedter heißt. — Der Zippelstedter ist vor allen Dingen darauf stolz, ein Zippelstedter zu sein. Wenn er große Männer des Alterthums bewundert, so kann er sie wegen des Mangels, keine Zippelstedter zu sein, nur mit dem Umstand entschuldigen, daß Zippelstedt damals noch nicht gebaut war; wenn er einen hervorragenden Mann der That oder des Genies in der Gegenwart wahrnimmt, so wundert er sich billig darüber, daß der Mann kein geborener Zippelstedter ist, beneidet ihn aber wieder darum, daß derselbe eine solche Anerkennung in Zippelstedt findet. Ein Auswärtiger, der in Zippelstedt einzieht, kann mit Recht glücklich gepriesen werden ob dieser Begünstigung, doch haftet der Makel, nicht gebürtig aus Zippelstedt zu sein, sein Leben lang an ihm; wenn er auch aus Berlin, oder Hamburg, oder Paris stammt, so ist er doch noch immer kein Zippelstedter, selbst seinen in Zippelstedt geborenen Kindern kann es nicht vergessen werden, daß ihr Vater kein eigentlicher Zippelstedter war, und erst im dritten oder vierten Glied gleicht sich dieser infamirende Vorwurf einigermaßen

aus. Die Aehnlichkeit mit den amerikanischen Kreolen von reinem Blut gegenüber den Farbigen von beinah homöopathisch verdünnter Tinktur ist sehr frappant. Sollte der fremde Einzögling sich etwa Verdienste um Zippelstedt erwerben, so kann er auf keine Anerkennung, geschweige denn auf Dankbarkeit rechnen, denn es ist ihm ja das große Heil widerfahren, sich für Zippelstedt nützlich beweisen zu können, was er in demüthiger Selbsterkenntniß zu würdigen wissen wird."

„Genug, genug!" rief Bernhard.

„Ich finde es sehr unrecht" — sagte Dora — „auch im Scherz die Schwächen einer ganzen Menschenklasse so hervorzuheben; Satyren auf ein ganzes Geschlecht, einen ganzen Stand und dergleichen leiden nicht nur an großen Uebertreibungen, sondern sie führen auch von der Erkenntniß des Guten und Lobenswerthen ab. So sind z. B. die Schwächen des weiblichen Geschlechtes schon oft die Zielscheiben spottsüchtiger Schriftsteller gewesen, und das hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, das Gute, was doch auch in seinem Charakter liegt, verkennen zu lassen."

Bernhard pflichtete eifrig bei: „Ich bin ganz der Ansicht meiner Dora. Es ist sehr leicht, die allgemeinen Schwächen des weiblichen Geschlechtes zu bemerken und zu bespötteln, wie es leider und fast unbegreiflicher Weise der sanfte und schüchterne Gellert, der

wohl kaum den Muth zu einem Heirathsantrag in sich finden mochte, in die Literatur eingeführt hat; es ist dagegen viel schwerer, in die Tiefen der echten Weiblichkeit einzudringen, statt nur von der Oberfläche zu schöpfen, und deren herrliche Tugenden und Eigenschaften zu würdigen. Der Mann ist, möchte ich sagen, in demselben Verhältniß ein wahrer Mann, wie er das Weib zu erkennen und zu schätzen versteht."

„Sehr wahr! Sehr wahr!" rief Schwanhöfer.

Mit einem leichten Zug des Spottes im Gesicht versetzte Adams: „Ihr Beide werdet darüber vollgiltig urtheilen können, da Ihr ja hinreichend eigene Erfahrungen in diesem Punkte gesammelt haben werdet. Aber ich möchte fragen: was ist der langen Rede kurzer Sinn? Ich soll nach Eurer Meinung mehr loben als tadeln. Aber ich tadle ja gar nicht, sondern ich liefere nur eine ganz objektive Naturbeschreibung. Wenn der Naturhistoriker die Ratte schildert, so muß er doch anführen, daß sie einen kahlen Schwanz hat, gleichviel ob dies dem Publikum angenehm oder unangenehm ist, und ebenso kann er den Salamander nicht mit einem artigen Haarpelz bekleiden oder dem Nilpferd seinen Hängebauch beschneiden. Ich habe mir ja auch für die Tugenden der Zippelstedter einige Kapitel offen gehalten, und Ihr werdet mich wirklich zum Danke verpflichten, wenn Ihr mich auf solche aufmerksam macht."

Schwanhöfer sagte: „Man wird hier keine Tugend vermissen, die man anderswo findet.“

„Mit so allgemeinen Angaben ist mir nicht gedient, ich muß auf genauere Einzelnheiten dringen. Willst Du so gut sein, mir die erste beste Tugend Deiner Mitbürger, die Dir einfällt, zu bezeichnen, Freund Schwanhöfer?“

Da dieser schwieg, entweder aus Verdrossenheit, oder weil er im Augenblick um eine Zippelstedter Tugend in Verlegenheit war, so fiel Dora ein: „Ich will Ihnen gleich eine Tugend nennen, die in dieser Stadt sehr verbreitet ist, nämlich die allgemeine Freude an Blumen; sie ist unstreitig ein Beweis harmloser Gemüthlichkeit.“

„Man könnte“ — setzte Bernhard hinzu — „es weiter ausdehnen und eine Freude an der Natur nennen. Nirgends geht man lieber im Freien spazieren, nirgends sucht man eifriger Punkte für schöne Aussichten auf, nirgends erwartet man sehnsüchtiger die Nachtigall als die Frühlingsverkünderin. Du wirst diesen schönen Zug im hiesigen Charakter nicht übersehen, sondern nach seinem ganzen Werth anschlagen.“

Fast wie in wissenschaftlichem Eifer rief Adams: „Als wenn ich nicht schon daran gedacht hätte! Heißt es doch in demselben Abschnitt, der von den Fehlern der Zippelstedter handelt — —“

„Von den Fehlern?“ unterbrach Schwanhöfer mit entrüsteter Verwunderung.

„Ja doch! Heißt es doch daselbst im vierten Kapitel über den Ehrgeiz der Zippelstedter, und zwar — da dies Kapitel wegen der umfangreichen Mannichfaltigkeit des Gegenstandes in verschiedene Artikel zerlegt ist — im achten Artikel über den Ehrgeiz der Zippelstedter in Beziehung auf die Natur folgendermaßen. Der Zippelstedter macht auch die Natur zum Gegenstand seines brennenden und nagenden Ehrgeizes. Zuerst eine Nachtigall — oder, was mehr sagen will, die erste Nachtigall gehört zu haben, ist eine Auszeichnung, deren er sich in allen öffentlichen und Privatkreisen angelegentlichst und nachdrücklichst rühmt. Weiterhin wendet er diesem Vogel kein besonderes Interesse mehr zu, wird sogar entschieden gleichgiltig gegen ihn und weiß sich sogar aus keinem Jahre zu entsinnen, wenn er ihn zuletzt hat singen hören, nur schwebt ihm eine unbestimmte Vorstellung davon vor, daß in der Zeit, wo die letzten Spargeln gestochen werden, auch der Gesang der Nachtigall zu verstummen scheint. Spazieren geht der gebildete Zippelstedter viel, weil er im Ganzen wenig zu thun hat und zu Hause eine gräuliche Langeweile empfindet, abgesehen davon, daß die Damen noch die besonderen Nebenzwecke damit verbinden, welche in großen Städten die Opern und Konzerte mit geputzten

Damenreihen füllen. Der Zippelstedter sucht dabei gern Höhen mit freien Aussichten auf, einzig und allein, um zu entdecken oder zu konstatiren, daß man von hier den Kirchthurm des Dorfes Wanzbeck oder die Windmühle von Klein-Dilldorf sehen könne; in der Feststellung solcher Aussichtspunkte, die innerhalb des Zippelstedter Horizontes liegen, ist er sehr eifersüchtig und rechthaberisch, sogar bis zur Grobheit. Blumen liebt der Zippelstedter allerdings, und man bemerkt diese Liebhaberei schon bei den Straßenkindern in unvollständigem Kostüm, die jeden Vorübergehenden, der sich im Freien einen Strauß gepflückt hat, mit den Worten anbetteln: „Geben Sie mir eine Blume?“ nur um, wenn der Wunsch erfüllt ist, die erhaltene Blume gleich darauf fort zu werfen. Was die Blumenliebhaberei der Erwachsenen betrifft — —“

Bernhard unterbrach ihn mit den Worten: „Laß es gut sein mit Deiner Naturgeschichte, wir haben genug davon gehört.“

„Das denk' ich auch,“ — setzte Schwanhöfer hinzu — „ein Scherz, der zu sehr abgehetzt wird, hört auf ein Scherz zu sein.“

„Nun gut, so wollen wir für diesmal abbrechen, wieder zu unseren Punschgläsern greifen und recht vergnügt sein.“ —

Das Vergnügen dehnte sich wenigstens auf Schwan-

höfer nicht aus, der sich ziemlich unbehaglich fühlte und bald verabschiedete.

Zu Hause empfing ihn eine Strafpredigt, wozu sich Frau Adelheid schon seit geraumer Zeit zurecht gesetzt und dabei mit jeder Minute des längeren Wartens ihren Unwillen vermehrt zu haben schien. „Also" — sagte sie — „bei den Korn's bist Du wieder gewesen, obschon Du weißt, daß ich die Leute nicht ausstehen kann? Begriff ich doch nicht, warum Du fortgingst, obgleich wir unsere Freunde zur Abendstunde erwarten konnten, und dacht' ich Wunders, was das für ein nöthiges Geschäft sein möchte! Unsere Lisbeth, die zufällig hinter Dir her ging, sah Dich aber in das Korn'sche Haus schlüpfen, dessen Bewohner wohl den Kopf noch einmal so hoch tragen, seitdem sie die armselige Hütte angekauft haben, und das doch ohne Zweifel mit fremdem Gelde — —"

„Du irrst Dich, liebe Adelheid; dem Korn ist eine kleine Erbschaft zugefallen."

„Damit hätte er zuerst seine Schulden bezahlen sollen, und es ziemt Dir wahrlich nicht, wird auch, wie Du recht wohl weißt, von unseren Freunden nicht gut aufgenommen, wenn Du diesen Umgang noch immer fortsetzest."

Den ganzen übrigen Abend war schlechtes Wetter am ehelichen Himmel, so daß sich Schwanhöfer zuletzt

im Stillen das Bekenntniß ablegte: „Es schlägt mir zwar fast Alles gut ein, und ich bin auch im Ganzen recht glücklich, aber doch mitunter — — etwas genirt!"

Vorzugsweise aber wandte sich sein Unmuth gegen Adams, dessen naturgeschichtliche Studien ihn um so tiefer kränkten, je weniger Behagen ihm seine augenblickliche Häuslichkeit verursachte.

## 2. „Wer Wind säet, wird Sturm ernten."

Vanhulsten saß am Grabe Korona's. — Obwohl er zuletzt ärztliche Hilfe in Anspruch genommen hatte, so war sie doch der Krankheit erlegen; die Phantasieen des Fiebers hatten sie jedesmal nach Marienbad zurückgeführt, so daß sie die zauberhaften Töne des Echo's zu hören, oder die Raketen des Feuerwerks zu sehen, oder in dem grünen Walddunkel an des Geliebten Brust zu ruhen glaubte, während keine Erinnerung der späteren Zeit sich in diese süßen Träume mischte. Ihre Hand lag, als der letzte Pulsschlag derselben stockte, in den Händen Vanhulsten's, ihr Auge hing, als es brach, an dem seinigen. Die Heftigkeit seines Schmerzes können und wollen wir nicht beschreiben. Wäre nicht der treue und umsichtige Joseph zur Hand gewesen, so würde der Verzweifelnde in seiner furchtbaren Aufregung keinen Werth darauf gelegt haben, das lange bewahrte Geheimniß auch jetzt noch

fest zu halten, aber der besonnene Diener, der nächst der Behütung seines Herrn eben dies Geheimniß zu seiner Hauptlebensaufgabe gemacht hatte, trat überall ein und besorgte Alles im Namen seines Herrn, als wenn es dieser selbst besorgt hätte. Er kaufte den Raum am Bergabhang, wo einst Bernhard gestanden hatte, und ließ ihn schnell in einen Begräbnißplatz umschaffen, er zeigte den Todesfall bei dem Geistlichen an und wußte sich, als man nähere Personalien verlangte, dadurch zu helfen, daß er einen alten Heimathschein seiner Frau einreichte, er ordnete das Begräbniß an, wo bei Nacht unter Fackelglanz die Verstorbene in die Erde gesenkt wurde.

Man lebte in der ganzen Gegend der gespannten Erwartung, dieser Todesfall werde wenigstens zum Theil das Geheimniß lüften, über das man sich schon so lange den Kopf zerbrochen hatte, aber man täuschte sich. Die Behörden, sowohl die weltlichen als die geistlichen, begnügten sich mit der Todesanzeige und dem eingelieferten Heimathschein, so daß im Kirchenbuche nur einfach als gestorben aufgeführt wurde „Angelika Scharpe, aus dem Hannöverschen, 40 Jahre alt, unverehelicht.“ Die gerichtliche Nachfrage nach einer Hinterlassenschaft konnte Vanhulsten der Wahrheit gemäß mit der Versicherung an Eidesstatt beantworten, daß die Verstorbene kein eigenes Vermögen

hinterlassen habe, und man begnügte sich um so eher mit dieser Auskunft, als sie von einer Schenkung für die Armen begleitet war, deren Größe selbst die verwöhnte und hochgespannte Erwartung weit übertraf. Die nächsten Tage nach der Beerdigung brachte Vanhulsten fast ganz an dem Grabe zu, indem er zum Ein- und Ausgang die Pforte benutzte, aus welcher Georg Schmidt damals herausgetreten war, als Bernhard vorüberging. Weiter als bis zu dieser Pforte durfte ihn Niemand begleiten, und hier pflegte Philipp oder Georg auf seine Rückkehr zu warten. —

Während dieser Tage hatte sich in einer unfernen Stadt, die aber zu einem anderen Fürstenthum gehörte, ein fremder Herr eingefunden, der ein ungewöhnlich großes Gefolge mit sich führte und deshalb vom Volke für einen Fürsten gehalten wurde. Der vermeintliche Fürst schien hier einen zeitweiligen Aufenthalt genommen zu haben, um Ausflüge in das Gebirge zu machen, und er unternahm solche einige Tage hinter einander zu Pferde, nur begleitet von Demjenigen aus seinem Gefolge, der sein vorzugsweises Vertrauen zu besitzen schien, einem auffallend blassen schwarzbärtigen Manne von unheimlichem Ansehen. Darauf aber brach plötzlich die ganze Gesellschaft auf, und man wußte nicht, wohin sie sich gewandt hatte. —

Vanhulsten saß an Korona's Grabe. Der erste

heftige Sturm des Schmerzes hatte ausgetobt, und der Geist überließ sich geordneteren Gefühlen und Betrachtungen. Es war im Spätherbst, und obwohl die Sonne noch mild und warm genug auf den einsamen Begräbnißplatz schien, so streute der leichte Wind doch schon manche frühgewelkten Blätter auf das Grab.

Das Selbstgespräch des Trauernden lautete so: „Selbst der Wald senkt ein Todtenopfer auf das frühe Grab deren, welche die Schönste und Anmuthigste ihres Geschlechtes war. Daß so viel holder Liebreiz unter der starren Hand des Todes dahinwelken und von der kalten Erde bedeckt sein muß! Was ist jeder gerühmte Vorzug des Menschen dem blind zugreifenden Tode gegenüber? was vermag auch der stärkste Wille gegen ihn? Ich hätte das herrliche Weib gegen die ganze Welt zu vertheidigen den Muth gehabt, aber gegen den Tod war ich machtlos wie ein Kind. Ich kann nur sitzen an ihrem Grabe und ihren Tod beweinen — — aber nicht zugleich auch ihr Leben? Muß ich mir nicht gestehen, daß ihr Leben eigentlich ein verfehltes war? Sie war geboren, um die hohen Lebenskreise, denen sie angehörte, zu erfreuen, um selbst des Daseins in diesen Kreisen froh zu sein; sie konnte die Herzen der Beherrscher der Menschheit rühren und für das Gute empfänglich machen, sie konnte wie eine Sonne die Künste mit ihren Strahlen erwärmen, sie konnte wie eine gütige

Fee Segen und Freude um sich verbreiten. Statt dessen wurde sie herausgerissen aus der Sphäre, worin sie zu beglücken und glücklich zu sein vermochte, sie wurde ruhelos umhergetrieben in den fernsten Ländern, und als sie endlich hier einen stillen Aufenthalt fand, da war dieser nicht besser als ein Gefängniß; ob man dem holden Wesen den Käfig auch vergoldete, so blieb er doch ein Käfig, und alle jene Vorzüge, die das Leben so reich hätten machen können, wurden in einer menschenfeindlichen Einsamkeit vergraben. Wer aber hat sie aus dem ihr bestimmten Leben herausgerissen und in ein freudeloses Dasein geschleudert, dessen scheinbare Ruhe dennoch umlagert war von Gefahren, so daß nicht einmal diese tiefe Einsamkeit das Gefühl ruhiger Sicherheit zu geben vermochte? wer anders als ich, dessen selbstsüchtige Liebe sich der unbeschützten Seele des arglosen Mädchens bemächtigte? wer anders als ich, der seine begehrliche Hand auf diesen Schatz legte und ihn für mein Eigenthum erklärte? Hatte ich ein Recht, den Frieden dieses Engels zu stören, sein Leben an das meinige zu ketten und weitab von den Wegen des Glückes zu führen? Habe ich doch selbst hier noch das ärmliche Restlein von Glück, was ihr in der Liebe zu mir geblieben war, verkümmert und verbittert durch meine übertriebene Vorsicht, durch meine unbeherrschte Gereiztheit, durch mein unbegründetes Mißtrauen.

Ja, ich muß es mit tiefer Scham bekennen, ich hegte Mißtrauen gegen das engelreine Wesen, und meine rauhe Behandlung hat vielleicht dessen Tod herbeigeführt. Nie wird dieser Selbstvorwurf in mir zum Schweigen kommen, und nie wird die Klage verstummen, daß durch meine Schuld Korona's Leben ein verfehltes war. Aber wenn das als eine Sühne gelten könnte, so darf ich mit Wahrheit behaupten, daß auch mein Leben verfehlt ist. Die mahnenden Worte des Freundes sind nicht spurlos verloren gegangen, sie fanden schon einen Wiederhall in meinem Innern. Ich hätte mir selbst und der Welt mehr sein sollen, während ich selbst Derjenigen, die ich mit meiner ganzen Willenskraft glücklich machen wollte, so wenig gewesen bin. Es sei versucht, mit dem, was noch von mannhafter Tüchtigkeit in mir ist, zu wirken, denn nur in Thätigkeit kann ich meinen Schmerz beschwichtigen, und Gutes zu wirken, denn nur dadurch kann ich Korona's Andenken ein würdiges Todtenopfer bringen. Hier war doch meines Bleibens nicht mehr, auf also in die Welt hinaus, um die Gelegenheit zu segensreicher Wirksamkeit aufzusuchen. Zuerst will ich den guten Korn aufsuchen und ihm wenigstens ein äußeres Glück gründen, und dann immer weiter, immer weiter!"

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Leise nahte ein Mann, in dessen von Leidenschaften zerrissenem Gesichte wir den Grafen Garaschnin wiedererkennen, in der einen Hand eine Pistole mit gespanntem Hahn tragend, mit der anderen vorsichtig die Zweige, die ihm im Wege waren, bei Seite biegend; hinter ihm schlich jener Mann, der sich Chevalier de la Bretagne genannt hatte, gleichfalls mit einer Pistole bewaffnet.

Als Vanhulsten sich erhob, gleichsam getröstet in einem tugendhaften Entschlusse, stand plötzlich Garaschnin vor ihm.

„Endlich!" zischte der Letztere durch die zusammengebissenen Zähne und erhob seine Waffe.

„Wie, ein Meuchelmord?" rief Vanhulsten.

Garaschnin rief dagegen: „Mord gegen Raub!" und drückte die Pistole ab.

Vanhulsten hatte in demselben Augenblick mit der Faust gegen Garaschnin's Arm einen Streich geführt, der aber das Losfeuern der tödtlichen Waffe nicht hindern konnte, sondern nur veranlaßte, daß dieselbe gleich nach dem Schusse der Hand entfiel.

Unmittelbar auf den Schuß ließen sich hastig herankommende Schritte vernehmen, so daß Garaschnin sich nur eben die Zeit nahm, sich zu bücken über den zusammen-

gebrochenen Gegner und sich zu überzeugen, daß seine Kugel dessen Brust durchbohrt habe, dann eilte er rasch in das Gebüsch, und sein Begleiter folgte ihm nach.

Philipp war, sobald er den Schuß vernahm, von der Gartenpforte, wo er seinen gewöhnlichen Posten eingenommen hatte, die Anhöhe hinaufgeeilt, aber Georg Schmidt, der sich gleichfalls in der Nähe befand, überholte ihn mit seinen jüngeren Kräften und traf zuerst auf der Stätte des Unglücks ein. Er sagte, als Philipp anlangte, wie halbvernichtet vor Schreck: „Der gnädige Herr hat sich todtgeschossen! Da liegt auch die Pistole.“ Und zugleich hob er die von Garaschnin zurückgelassene Waffe auf.

Philipp stürzte auf seinen Herrn zu, kniete neben ihm und hob den Oberkörper desselben an seiner Brust empor.

Vanhulsten schlug noch einmal das gebrochene Auge auf, um seinen treuen Diener anzublicken, dann sagte er mühsam: „Ich sterbe — — Garaschnin — —.“ Weiter konnte er nicht reden, denn er hatte sein Leben geendet.

Während Philipp in stummem Schmerz dasaß, den geliebten ermordeten Herrn in den Armen haltend, kam auch der ältere Schmidt herbei, veranlaßt durch den Schuß.

„Der gnädige Herr hat sich todtgeschossen,“ —

sagte Georg — „ich lief rasch genug herauf und war schon vor Herrn Philipp hier, aber das Unglück war einmal geschehen.“

Tieferschüttert sagte der Vater: „Ja, ja, es ließ sich fast denken, daß er den Tod der gnädigen Frau nicht überleben würde. Gott wird ihm wohl gnädig die Sünde verzeihen, daß er sich ein Leides angethan hat.“

Philipp war nun freilich hierin anderer Ansicht oder wußte es vielmehr besser, aber dieser seltsame Mensch verlor selbst in diesen Augenblicken, den traurigsten seines Lebens, die Geistesgegenwart nicht. Da seinem armen Herrn nicht mehr zu helfen war, so betrachtete er das Geheimniß desselben als ein heiliges Erbstück, und zu dessen Aufrechterhaltung kam ihm der Irrthum der beiden Schmidt sehr gelegen, er nahm also den Schein an, denselben zu theilen. Sie schafften die Leiche in das Haus.

Vanhulsten hatte immer die Möglichkeit eines solchen Falles vorausgesehen, er hatte demnach seinem Diener und dessen Frau eine so bedeutende Summe eingehändigt, daß sie sorgenfrei davon leben konnten, außerdem aber ein ansehnliches Legat für die Familie Schmidt aufgesetzt und in Philipp's Hände gelegt. Während dieser den älteren Schmidt sogleich nach der Residenzstadt sandte, um die Unglücksbotschaft zu verkündigen, ließ er den jüngeren Schmidt den Wagen

anspannen und darin Frau Angelika in entgegengesetzter Richtung nach dem nächsten Stationsort fahren, angeblich um den dort wohnenden Arzt zu bescheiden, der bei der Krankheit Korona's zu Rathe gezogen worden war, in der Wirklichkeit aber, um Angelika selbst außer Bereich fernerer Untersuchungen zu bringen. Sie nahm ihre nöthigsten Kleidungsstücke, die dem Ehepaar gehörige Geldsumme und außerdem die Kassette mit, worin Vanhulsten diejenigen Papiere verwahrte, die nicht vor fremde Augen kommen sollten.

Als sich die Gerichtsbeamten einstellten, wurde in Uebereinstimmung mit dem gleichfalls angelangten Arzt nach den Aussagen der beiden Schmidt und Philipp's festgestellt, daß der Todte sich am Grabe seiner Gefährtin erschossen habe, und Philipp legte außerdem das ihm übergebene Legat vor, sowie er die Erklärung abgab, die nächsten Angehörigen des Verstorbenen gehörten dem Banquier-Hause Kornelis in Amsterdam an. Man legte überall Gerichtssiegel an, die Familie Schmidt zog in's Dorf, aber Philipp blieb bei der Leiche seines Herrn, bis sie an Korona's Seite bestattet war. Dann war er plötzlich spurlos verschwunden.

### 3. Schulmeisters Leid und Trost.

Die Lage Bernhard's verschlimmerte sich nach einer Seite hin, während sie sich nach der anderen verbesserte.

Viel übler gestaltete sie sich in Beziehung auf die Schule. Der neue Direktor war von Anfang an mit einem großen Vorurtheile gegen ihn aufgetreten und verkümmerte ihm seine Lehrfreudigkeit, wo er nur konnte. Derselbe handhabte überhaupt sein Amt, wie etwa ein Unterofficier thun würde, wenn man ihn zum Schulmeister machte; er paßte gewaltig auf den „Dienst,“ und zwar noch mehr in Beziehung auf die Lehrer, als auf die Schüler; das eigentliche Objekt seiner Thätigkeit war mehr der Lehrstoff als die Jugend, er sorgte dafür, daß jener nach einem bestimmten Schematismus absolvirt wurde, und die Jugend war dabei gewissermaßen ein zufälliges Vehikel, während die Lehrer am liebsten als willenlose fügsame Werkzeuge angesehen wurden. Daß die Schüler bald den gänzlichen Mangel der Liebe zu ihnen merkten, weiß Jeder, der nur einigermaßen die selten trügenden Fühlhörner kennt, welche die Jugend in dieser Hinsicht besitzt; außerdem war ihnen der rauhe gebieterische Ton willkürlicher Machthaberei lästig, und das offenbar nur angenommene Wesen der Frömmelei unbequem. Ebenso fühlten sich die Lehrer durch die rücksichtslose Weise, womit Crusius Alles nach seinem Willen anordnete, vielfach gekränkt. Es blieb ihnen blos die Wahl, entweder sich zu blinden Dienern des Direktors herabzuwürdigen, oder mit ihm in Feindschaft zu gerathen.

Mit Ausnahme des schwachen und nachgiebigen Breithaupt aber und des jüngsten Lehrers, welcher sich durch Unterwürfigkeit seine Laufbahn ebnen wollte, trat das ganze übrige Kollegium in entschiedene Opposition mit seinem Oberhaupt, und während dasselbe früher den Doktor Korn mit Mißtrauen und Neid betrachtet hatte, als ihm, dem noch jungen Manne, das Aufsteigen in die Direktor-Stelle gesichert schien, schaarte es sich jetzt stillschweigend um ihn, als den Vorkämpfer gegen die Anmaßungen des Direktors. Dem Direktor Crusius fehlte es nicht blos an Humanität, sondern auch an gründlichem Wissen, er zürnte daher dem verhaßten Korn eben so sehr wegen seines Charakters, als wegen seiner überlegenen Bildung, und er wandte seine eigene Brutalität um so öfter gegen den Untergebenen, je weniger dieser der Mann dazu war, die gleichen Waffen anzuwenden; dennoch ließ derselbe sich keine Ungehörigkeit stillschweigend gefallen, so schmerzlich ihm auch solche Kämpfe waren, und so wenig sie für seinen erschütterten Gesundheitszustand paßten. Jeden Angriff, den Crusius gegen ihn unternahm, betrachteten die Kollegen mit gemeinschaftlichem Unwillen, und jeden Versuch, den er zur Abwehr machte, begrüßten sie mit theilnehmender Freude. Wenn aber auf solche Weise Crusius keineswegs nach Herzens-Lust durchgreifen konnte, so war doch das kollegialische Verhältniß in betrübender

Weise gestört, und das empfand Niemand schmerzlicher als Bernhard, dessen fast zu ideale Ansichten über die Schule und ihre Wirksamkeit dadurch ungemein verletzt wurden. Tiefer auf diese inneren Konflikte einzugehen, wäre natürlich hier nicht am Orte.

Gebessert hatte sich Bernhard's Lage — außerdem daß er nun viel billiger wohnte — zunächst eben dadurch, daß ihm mehrere seiner Kollegen viel näher getreten waren, besonders der zweitjüngste Lehrer Busse, ein strebsamer und liebenswürdiger Mensch. Außerdem aber hatten sich ihm der Prediger Schmalz und der Kreisarzt Teuffer näher angeschlossen, so daß sich ein kleiner Kreis braver und und einsichtsvoller Männer bildete, der den geselligen Bedürfnissen genügende Befriedigung bot; natürlich fehlte darin niemals der Maler Adams, der bei Allen beliebt war, wenn auch Keiner seine müßiggängerische Lebensweise zu billigen vermochte. —

Versetzen wir uns einmal in diesen Kreis, und zwar an seinen häufigsten Versammlungsort, ein Gartenhäuschen des Doktor Teuffer.

„Gute Nachrichten vom Kriegsschauplatz!" rief Adams, der als der Letzte eintrat. „Die Aussichten der nächsten Bürgerwahlen stellen sich immer ungünstiger für die Firma Kiesewetter-Crusius-Schwanhöfer und Compagnie. Muthmaßlich wird der alte Schwan-

höfer nicht wieder gewählt, natürlich ebenso wenig sein Adjutant und Jabruder Klaproth, und dann zeigt sich in Zippelstedt wie in anderen Städten und Staaten, daß die bislang „mächtige Partei" doch am Ende eine sehr „kleine Partei" ist."

Lebhaft rief Busse: „Ei, dann bekämen wir ja auch ein anderes Kuratorium, wenn Schwanhöfer und Klaproth durch Andere ersetzt würden!"

„Das versteht sich, die Wogen der Bürger-Revolution bewegen selbst die stillen Gewässer des Kuratoriums, und es wird eine neue Aera des Zippelstedter Gymnasiums anbrechen, worin jeder Lehrer auf das Doppelte seines Gehaltes gebracht, der Direktor aber als dem Volke mißliebiger Beamter auf Wartegeld gesetzt, und Freund Busse statt seiner im Kuratorium eingeführt wird."

„Ich danke für die Ehre, aber sehen möchte ich die Gesichter der von Ihnen bezeichneten Firma, wenn der Fall einer solchen Niederlage wirklich einträte."

„Oh," — sagte Adams — „die kann ich mir gut genug denken. Der hochgebietende Meister vom Direktorialstuhl und Ordensritter wird sprachlos die große Unterlippe hängen lassen wie ein Nußknacker, der Püsterich Schwanhöfer wird vor Entsetzen die Pfeife ausgehen lassen, und der Pontifex maximus wird den scheinheiligen Kopf um einige Zoll tiefer senken."

Mild, aber nachdrücklich bemerkte Schmalz: „Thäten wir nicht besser, solche Persönlichkeiten aus dem Spiele zu lassen? Namentlich muß es mich verletzen, auf solche Weise von meinem Amtsgenossen reden zu hören."

„Und ich" — fügte Bernhard hinzu — „kann es nicht billigen, wenn von meinem Vorgesetzten so herabwürdigend gesprochen wird."

In angenommener Betrübniß sagte Adams: „Dann bleibt mir ja blos der alte Schwanhöfer übrig, um von ihm zu reden, oder nehmen Sie den vielleicht für sich in Ausnahmsanspruch, Herr Kreisarzt?"

„Ich meine blos, daß man das Fell des Bären nicht theilen soll, bis man den Bären hat."

Busse sagte: „Aber, Adams, wenn wir den Bären wirklich haben, so müssen Sie doch Ihre Ansichten über die Zippelstedter einigermaßen modificiren und vielleicht sogar eine Aenderung in Ihrer Naturgeschichte treffen."

„Ist das Kapitel über die politische Thätigkeit der Zippelstedter schon geschrieben?" fragte Schmalz, der einem Scherze gar nicht abhold war, wenn derselbe nicht zu weit ging und namentlich nicht persönlich wurde

Adams setzte sich in seine Docenten-Positur und erwiederte ernsthaft: „Ei, das versteht sich, und zwar lautet es folgendermaßen. Der Zippelstedter hat an und für sich keine politischen Interessen, wenigstens

schlafen sie für gewöhnlich einen gerechten Schlaf. Das Hahngeschrei des finanziellen Interesses weckt aber das schlummernde Bewußtsein auf: wenn es gilt, einen Vertreter in Stadt oder Staat zu wählen, so ist der Zippelstedter groß als politischer Charakter, er sucht auf Andere einzuwirken und läßt noch mehr auf sich einwirken, er trinkt täglich einen Schoppen mehr, er räsonnirt über öffentliche Angelegenheiten, ja er wird ordentlich frech in seinen Urtheilen. Der Zippelstedter bildet sich ein oder läßt sich einbilden, daß, wenn sein Kandidat gewählt würde, das goldene Zeitalter anbräche; betrifft die Wahl ein städtisches Amt in Magistrat oder Bürgervertretung, so rechnet er darauf, sein Kandidat werde die Abschaffung der städtischen Abgaben durchsetzen, ja er hofft halb und halb, jeder Zippelstedter Bürger bekäme noch Etwas heraus; betrifft es eine Wahl für die Landstände, so ist er überzeugt, sein Abgeordneter werde die Grundsteuer auf die Hälfte zurückbringen und eine Eisenbahn für Zippelstedt erwirken. Uebrigens läßt er sich nicht von Jedem beeinflussen, der etwa blos Verstand und Einsicht besitzt, sondern nur von dem, welcher bereits durch seine Stellung oder sein Vermögen über ihm steht, sowie unter den Mineralien immer das weniger harte vom härteren geritzt wird. Daher kommt es, daß der gewöhnliche Mittelbürger, den man nur auf einige tau-

send Thaler veranschlagen kann, wohl Einfluß auf die Handarbeiter und dergleichen „geringe" Leute besitzen mag, aber nicht den geringsten auf Angestellte und Kaufleute, die an Rang oder Vermögen über ihm stehen; brächte er seinerseits eine gute Idee auf die Bahn, so würden die höheren Schichten sich nicht dabei betheiligen, ja dagegen reagiren, gleichsam als sei der richtige Instanzengang nicht beobachtet. Ginge ein gesunder und heilsamer Vorschlag gar von Einem aus, der wie ich als notorischer Lump, d. h. als armer Teufel bekannt oder aus einem anderen Grunde allgemein mißliebig wäre, so möchte derselbe mit Engelzungen angepriesen werden, er würde dennoch ungeprüft verworfen."

Es entspann sich eine längere Debatte über dies naturhistorische Kapitel, indem Schmalz und Bernhard ihre Mitbürger in Schutz nahmen, Busse sich zum Bundesgenossen des Malers aufwarf.

Der Arzt, welcher sich in schweigender Neutralität verhalten hatte, sagte zuletzt: „Es ist nur gut, Herr Adams, daß Sie von den Zippelstedtern nichts Erhebliches zu hoffen oder zu fürchten haben, dieselben möchten Ihnen sonst Ihren absonderlichen Eifer für naturhistorische Studien einigermaßen nachtragen."

Adams erwiederte selbstgefällig: „Das ist ja eben der Humor von der Sache, daß ich mich unabhängig

genug gestellt habe, um von Niemand in der Welt, sogar nicht von den Zippelstedtern, Etwas hoffen oder fürchten zu müssen. Die Menschen schwatzen so viel von Freiheit, aber sie haben nicht den Muth, frei zu sein. Wenn man Pläne und Wünsche hat, so muß man Rücksichten nehmen, und die Rücksichten machen zum Sklaven der Menschen und Verhältnisse. Weil mir alle sogenannten Erfolge im Leben völlig gleichgiltig sind, bin ich so frei wie der Vogel in der Luft. Ich halte die Zigeuner, die Lazzaroni und mich für die einzigen freien Menschen in Europa: wir arbeiten nur so viel, um unsere geringen Bedürfnisse zu befriedigen, sind aber übrigens ohne Wünsche und darum ohne Abhängigkeit."

Kopfschüttelnd sagte Schmalz: „Das ist doch eine kuriose Philosophie. Wenn Sie z. B. krank würden und auch das Wenige nicht arbeiten könnten, wodurch Sie Ihre Bedürfnisse bestreiten, so blieben Sie auf den Beistand Ihrer Mitmenschen angewiesen, äußersten Falls auf öffentliche Armen- oder Krankenhäuser. Da Sie nun gar Nichts für Andere thun wollen, so haben Sie ja eigentlich auch gar keine Berechtigung an den Beistand Anderer."

„Ich mache auch keinen Anspruch daran. Würde man mich vom Hungertode retten oder in einem Kran-

kenhause pflegen, so thäte man's auf seine eigene Rechnung und Gefahr, ich hätte keinen Dank für unverlangten Beistand. Ich seh' übrigens nicht ein, warum der Hungertod sonderlich schlimmer sein sollte als jeder andere Tod, oder warum sich's im Freien — etwa an einem blumigen Waldsaum — nicht eben so leicht sterben ließe als in einem Bette."

„Das ist nicht Ihr wahrer Ernst!" rief Busse.

„Gewiß ist es das! Wenn Sie mich in meiner Lebensphilosophie nicht begreifen, so begreif' ich Sie eben so wenig. Ich vermag nicht zu verstehen, wie ein so junger, los und lediger Mann, mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, von einem — ohne Schmeichelei — so gewandten Wesen, wie der sich freiwillig an die Galeere des Schuldienstes schmieden kann. Es ist ja nicht viel besser als ein Selbstmord! So viel, als Sie gebrauchen, verdienen Sie leicht, und zwar nicht blos in Zippelstedt, sondern überall."

„Wenn ich aber Rücksicht auf eine Mutter oder Schwester zu nehmen hätte, die wenigstens zum Theil auf meine Unterstützung angewiesen wären?" fragte Busse, der allerdings eine solche Rücksicht zu nehmen hatte und sie mit dem edelsten, aufopferndsten Herzen nahm.

Schmalz fiel ein: „Da steckt's eben! Nur sehr

wenige Menschen sind — um nach Ihrer Auffassungsweise zu reden — so gut gestellt, daß sie für Niemand als sich selbst zu sorgen haben."

Bernhard sagte: „Mein Freund Adams hat viel mehr Gemüth und Herz, als seine losen, leichtfertigen Worte verkünden. Ich bin überzeugt, auch er hat schon andere Wesen hinlänglich geliebt, um mit Freuden für sie zu arbeiten und sich dadurch abhängig von der Welt zu machen."

Adams antwortete nicht, denn er dachte an Agnes und die kleine Rosa.

Teuffer bemerkte: „Darin muß ich Herrn Adams Recht geben, daß es von allen Lebensaufgaben die undankbarste scheint, sich dem Lehrerstande zu widmen."

„Dankbar" — sagte Schmalz — „muß man diesen Stand schon darum nennen, weil man sich in ihm so viele dankbare Schüler erzieht."

Der Arzt entgegnete bedächtig: „Das halte ich mehr für eine hergebrachte, traditionelle Phrase, als für eine Wahrheit. Nach meinen Erfahrungen empfinden nur sehr Wenige Dankbarkeit für ihre ehemaligen Lehrer, wenn sie auch zuweilen davon sprechen, eben weil das eine herkömmliche Redensart ist."

„Sie besinnen sich," — warf Adams ein — „ob sie vor einem alten Lehrer den Hut abnehmen und nicht viel eher abwarten sollen, ob er zuerst grüßt."

Teuffer fuhr fort: „Vielmehr überheben sich die Meisten später über die Lehrer, wenn sie in's praktische Leben oder zu höheren Studien übergegangen sind, und es läßt sich das psychologisch recht gut erklären. In diesen Jahren des geistigen Wachsens nehmen junge Leute an sich selbst sehr deutlich die Zunahme an Wissen, Erfahrung und Lebenskenntniß wahr: denkt sich ein Solcher recht lebhaft, wie er nur noch vor einem Jahre war, so erscheint er sich auf seinem damaligen Standpunkt gewaltig dumm, albern und unreif. Die Lehrer werden nun gleichsam mit den Altersstufen zusammengehörig gedacht, und wie der Primaner keine sonderliche Pietät mehr vor dem Lehrer hat, der ihn in Sexta unterrichtete und Andere noch da unterrichtet, so dünkt sich der Student um ebensoviel über dem Lehrer in Prima erhaben, als die Wissenschaften, die er jetzt betreibt, über den Gymnasialstudien stehen, und wenn der Student in den Ferien oder der Kandidat nach dem Examen wirklich den alten Lehrer noch einmal besucht, so geschieht es theils aus einer halb mitleidigen Herablassung, theils aus dem ehrgeizigen Stolz, sich in seiner jetzigen Herrlichkeit, wo man Wunders was geworden ist, dem ehemaligen Herrn und Meister vorzuführen. Noch übermüthiger blickt der junge Kaufmann auf den Lehrer herab. Die thörichten Menschen bedenken nicht, daß der Gymnasiallehrer sich nach dem gei-

stigen Standpunkt seiner Schüler richtet, selbst aber meistens hoch über diesem Standpunkt steht. Ich muß wirklich hierin einigermaßen dem Herrn Mephistopheles beistimmen, wenn er sagt:

„Was willst Du Dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen.“

„Sie übertreiben, werther Freund!“ rief Schmalz. Ganz betroffen sagte Busse: „Es wär' ja schrecklich, wenn es wirklich so stände, da man uns immer über die Schwierigkeit unseres Wirkens und über seinen geringen äußeren Lohn mit der Dankbarkeit tröstet, die unser wartet.“

Eifrig sagte Adams: „Es ist ganz so, ohne alle Uebertreibung. Der Herr Doktor hat gesprochen wie ein Buch und qualifizirt sich in der That zu einem größeren naturgeschichtlichen Werke, als ich unter den Händen habe. Das ist ja eben der bittere Humor der Sache, oder vielmehr die infame Ironie, daß man den Lehrern, um mich eines bekannten Ausdruckes zu bedienen, einen materiellen Lohn reicht, zu gering, um anständig zu leben, doch zu viel, um Hungers zu sterben, vielmehr gerade genug, um ein Leben voll Entbehrungen und Sorgen mühsam zu fristen, und daß man dann höhnisch die Anweisung auf die Dankbarkeit der Schüler hinzufügt; um den Hohn zu verdoppeln,

fügen besonders Boshafte auch noch eine Anweisung auf die Dankbarkeit der Eltern hinzu. Um meinem geehrten Vorredner mit einem poetischen Citate zu folgen, so wende ich hierauf die bekannten Worte Schiller's an:

„Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen Dir zurücke,
Ich weiß Nichts von Glückseligkeit!"

indem ich blos das Wort „Glückseligkeit" in „Dankbarkeit" umzuändern bitte."

Schmalz entgegnete: „Wenn sich die Sache wirklich so verhielte und der Lehrstand in jeder Hinsicht so undankbar wäre, so ließe sich ja nicht begreifen, daß so viele junge Leute sich noch immer diesem Stande widmen."

„Der Zudrang" — sagte Busse — „zum Schulamte hat bedeutend abgenommen, ja sogar in solchem Grade, daß ein fühlbarer Mangel einzutreten beginnt."

Bernhard mußte dieser Behauptung beistimmen.

Teuffer sagte: „Wenn sich eine Zeit lang gar keine jungen Männer dem höheren Schulamt widmeten, so wäre das freilich der sicherste Weg, den Staat und die Gemeinde zu zwingen, daß sie die Lehrer an ihren Anstalten mit einem Auskommen bedächten, welches den Leistungen derselben und den jetzigen Zeitverhältnissen besser entspräche."

„Da steckt gerade die Teufelei!" rief Adams. „Weil Mangel an jungen Schulmännern da ist, so finden die Wenigen, die da sind, sogleich eine Anstellung, sie gehen gleichsam ab wie warme Semmel, und es wird noch dahin kommen, daß Kandidaten schon vor ihrem Examen in Beschlag genommen werden, ja, daß man sich von verschiedenen Seiten her förmlich um sie reißt. Diese Leichtigkeit, ein Unterkommen zu finden, hat für junge Leute ohne Vermögen viel Verlockendes und veranlaßt Manche derselben zu der Wahl dieses Berufes, ohne zu bedenken, daß sie nach dreißig bis vierzig Jahren es zu einer Besoldung gebracht haben, die weit unter dem Einkommen eines Kaufmannsgehilfen oder gar Buchhalters steht. Eben der eintretende Mangel an Lehrern ruft also wieder einen ausreichenden Vorrath hervor, und dieser Vorrath scheint dann die Behörden zu berechtigen, wenn sie denken: warum sollen wir die Lehrergehälter verbessern? es sind ja genug Leute da, die sich um die Stellen bewerben. Es ist eine wahre Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt."

Schmalz, der dieses Thema gern verlassen zu wollen schien, fragte: „Wie kommen Sie nur in aller Welt auf die Bekanntschaft mit diesen Dingen, Herr Adams?"

Dieser antwortete: „Weil ich als nächstes Werk die Naturgeschichte des deutschen Schulmeisters zu schreiben gedenke. Eine äußere Veranlassung habe

ich in meinem Freunde Korn gefunden, dessen Befähigung und Wirksamkeit mir so wenig mit den erreichten Erfolgen in Uebereinstimmung zu stehen scheint."

Bernhard war der Unterhaltung nicht ohne peinliche Gefühle gefolgt, er ergriff jetzt das Wort: „Du hättest das nicht nöthig gehabt, lieber Adams, denn um gleichsam in meinem Interesse die Stellung der Lehrer überhaupt anzugreifen, hättest Du wohl erst Klagen von mir hören müssen. Ich klage aber nicht."

„Das kann ich mir denken," — brummte Adams — „Du findest in Deiner Weise Alles gut, wie es ist."

„Dies eben auch nicht, aber ich muß meinen Stand gegen Deine Anklagen vertheidigen. Die Thätigkeit, welche Einzelne der Menschheit widmen, ist entweder niederer oder höherer Natur, die erste bezieht sich mehr auf das Besondere und Unmittelbare, die letzte mehr auf das Allgemeine und Mittelbare, zu jener gehört Handel und Industrie, Finanzwesen und Administration, in gewissem Sinne auch Medizin und Jurisprudenz, zu dieser gehört z. B. das ganze Bereich der eigentlichen Literatur, die Theologie und ganz besonders die Pädagogik. Je mehr sich die Thätigkeit der ersten Art den materiellen Interessen des Lebens nähert und mit ihnen beschäftigt, um so eher ist sein Werth oder Verdienst nach materiellem Maßstabe anzuschlagen, je mehr sich die Thätigkeit der zweiten Art in das rein

Geistige verliert, um so mehr fehlt jeder materielle Maßstab. In diesem Falle ist vorzugsweise der Lehrer, welcher die höchste und letzte Bestimmung des einzelnen Menschen wie des ganzen Menschengeschlechtes fördert, nämlich die wahre Entwickelung und Bildung des Geistes; daß in gewisser Hinsicht die Geistlichen und viele Schriftsteller an diesem wichtigsten Bau mitarbeiten, versteht sich von selbst. Wer sich aber einer so erhabenen Bestimmung weiht, kann es nicht um des Lohnes willen thun, der Lohn wäre sogar, wie ich schon sagte, gar nicht nach anderen Analogieen zu normiren; er soll und muß freilich die Lebensbedürfnisse befriedigen können, aber er kann kein seiner Wirksamkeit entsprechendes Einkommen in Anspruch nehmen. Selbst auf Dankbarkeit darf er nicht rechnen, denn leider ist nur zu viel Wahres in der früher aufgestellten Behauptung, daß man in dieser Hinsicht sich gern hergebrachten Phrasen überläßt. Den wahren Lohn kann der Lehrer eben nur in dem Bewußtsein finden, daß er an der würdigsten und höchsten Lebensaufgabe arbeitet. Er verkauft nicht sein Wissen und seine Einsicht, er giebt sie, ohne Markten um einen Preis, verschwenderisch hin, ja, er ist der wahre geistige Verschwender, der das Beste aus seiner Seele auf die Jugend überströmen läßt. Wenn er dabei, wie nun einmal die menschliche Natur ist, doch eines Spornes bedarf, so besteht dieser in der

ihm angeborenen Liebe zur Jugend, die nur eine besondere Richtung der in jedem höheren Geiste liegenden Liebe zur Menschheit ist; ohne diese Liebe zur Jugend und das damit zusammenhängende Verständniß der Jugend sollte freilich Niemand Lehrer werden. Ob Beides vorhanden ist, zeigt sich übrigens bald, denn es findet jedesmal sein Echo in der Jugend selbst und wird durch deren freudige Gegenliebe erwiedert. Das Bewußtsein, von der Jugend geliebt zu sein, ist aber eine süße Genugthuung für den Lehrer, wenn diese Liebe auch in der Regel, sobald das Verhältniß aufhört, verblaßt und am Ende schwindet, ohne in das dauernde Gefühl wahrer Dankbarkeit überzugehen; die Seltenheit der letzteren habe ich leider nicht in Abrede stellen können. Aber der, welcher sich nicht mit jenem Bewußtsein, sich der edelsten Beschäftigung hinzugeben und die Liebe der Jugend zu besitzen, begnügen will, sollte niemals Lehrer werden."

Die Uebrigen hatten diese Worte mit sehr verschiedenen Empfindungen angehört, und es entstand nach denselben eine Pause. Endlich sagte Busse: „Aber in so weit sollte doch für die Einnahme der Lehrer gesorgt sein, daß sie nicht blos leben können, sondern daß sie auch mit einer Familie ohne Sorgen leben können."

„Ja, ja, ohne Sorgen," fügte Adams bitter hinzu. — „Da liegt der Hase im Pfeffer. Ich vermag

meinem Freunde nicht in seine ideale Sphäre zu folgen, aber ich begreife doch so viel, daß auch das idealste Streben geknickt oder gelähmt werden muß, wenn die erbärmliche Sorge um Essen und Trinken, um Kleidung und Wohnung, um Frau und Kind zu oft einkehrt oder gar nicht mehr weicht, wenn die Mahnung wegen unbezahlter Rechnungen den ätherischen Seelenflug unterbricht — — aber Du scheinst meine Worte übel aufzunehmen, lieber Korn? Sie sollten Dich wahrlich nicht kränken, sondern waren nur ganz im Allgemeinen gesprochen."

Bernhard bekämpfte eine tiefe Erregung, ja, einen stechenden Schmerz und sagte mild: „Ich gebe Dir sogar Recht. Die Lehrerbesoldungen sind in Zeiten festgesetzt worden, wo der Werth des Geldes viel höher und die Anzahl der Lebensbedürfnisse einer gebildeten Familie viel geringer war. Zu den gebildeten Ständen muß sich aber der Lehrer mit seiner Familie rechnen können, schon um seiner erfolgreichen Wirksamkeit willen. Die Einnahmen sind zwar einigermaßen verbessert, aber nicht im Einklang mit den Zeitverhältnissen, und es sind dafür neue Lasten in Gestalt verschiedener Abgaben hinzugekommen. Aber das sind Uebergangszustände, über welche Denjenigen, der davon betroffen wird, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hinaus tragen muß. Und es wird besser werden!

Wenn einmal die Zeit eintritt, wo eine allgemeine Entwaffnung eintritt, wo die stehenden Heere nicht mehr so außerordentliche, fast unerschwingliche Ausgaben erfordern, wenn ein verhältnißmäßig nur unbedeutender Theil dieser Ausgaben auf das Unterrichtswesen verwandt werden kann, dann wird es besser. Junge Anfänger sind auch jetzt schon so gestellt, daß sie auskommen können. Aber nach etwa fünf Jahren müßte von selbst; auch wenn sie sonst ihre Stelle nicht ändern, eine erhebliche Verbesserung eintreten, und hiermit müßte von fünf zu fünf Jahren fortgefahren werden, so daß der ältere Lehrer mit den ihn mehr und mehr drückenden Jahren, mit der zahlreicher gewordenen Familie, in der so ansehnlich vermehrten Einnahme eine Beruhigung und Befriedigung zu finden vermöchte. Besondere Leistungen und Stellungen könnten außerdem noch besonders belohnt werden. Pensionen der Lehrer wären kaum nöthig, weil diese im Fall ihres Rücktritts von ihrem Gehalte einen jungen Lehrer als Stellvertreter bezahlen könnten, aber Pensionen für die Wittwen und Erziehungsgelder für die Waisen müßten dafür geregelt sein."

Halb im Scherz, halb im Ernst sagte Adams: „Diese letzteren Pensions- und Erziehungsgelder könnten durch Abzüge gewonnen werden, die man unverheiratheten Lehrern an ihren Gehältern machte."

Schmalz wollte zu weiteren Auseinandersetzungen veranlassen, aber Teuffer that Einspruch mit den Worten: „Unser Freund Korn regt sich durch so vieles Sprechen sichtlich auf, und die Fortsetzung dieser Aufregung darf ich als Arzt nicht zugeben."

So ließ man denn die Sache fallen, so sehr auch namentlich Schmalz Lust hatte, einige Punkte, die ihm in Bernhard's Aeußerungen mißfallen hatten, weiter zu erörtern.

## 4. Ein plötzliches Ungewitter.

Ein fremder Herr, dessen magerer Körper in mehrfach übereinander gezogene Kleidungsstücke gehüllt war, dessen blasses Gesicht von einem buschigen Backenbart eingefaßt wurde, dessen kleine Augen sich hinter einer Brille mit goldener Einfassung versteckten, fragte nach dem Oberlehrer Korn und wurde von Dora in dessen Studirstube gewiesen.

Er begann mit einer feinen, unendlich trockenen Stimme: „Ich bedaure, wenn ich vielleicht störe, allein ich habe in einer Geschäftssache mit Ihnen zu reden. Ich bin Bevollmächtigter des Hauses Kornelis in Amsterdam, wie diese Papiere, um deren Durchsicht ich ersuche, näher darthun." — Er hatte zugleich einige Schriftstücke aus der Brusttasche hervorgeholt und reichte sie hin.

Bernhard war überrascht und — beschämt, denn er konnte nicht umhin, vorauszusetzen, daß Vanhulsten Ernst mache mit seinem ausgesprochenen Vorsatz, die finanziellen Verhältnisse des Freundes gründlich bessern zu wollen, und es hatte etwas Drückendes, hierüber mit einem Andern als Vanhulsten selbst zu verhandeln, und zumal mit einer ganz fremden Mittelsperson, die so wenig Vertrauenerweckendes in Aussehen und Stimme hatte. Er lehnte die Papiere ab mit den Worten: „Es genügt mir vollkommen an Ihrer Erklärung, daß Sie Bevollmächtigter des Hauses Kornelis sind."

„Es ist geschäftsmäßiger, Herr Oberlehrer, wenn Sie sich eine Einsicht in die Dokumente verschaffen, ich muß darum bitten."

Bernhard nahm die Papiere und schlug das erste derselben auf, worin der Rechts-Consulent Terstegen von dem Geschäftshause Kornelis beauftragt und bevollmächtigt wurde, alle Angelegenheiten in Beziehung auf den Nachlaß des verstorbenen Ludwig Kornelis nach Einsicht und Ermessen zu ordnen. — — Also Vanhulsten todt! Der blühende kräftige Mann, der erst vor nicht langer Zeit neue Lebenspläne gefaßt hatte? — — Bernhard versteckte seinen Schmerz dadurch, daß er weiter in dem Dokumente zu lesen schien, aber er sah weiter Nichts darin als die Worte

„des verstorbenen Ludwig Kornelis." — Endlich sagte er mit tiefer Bewegung: „Wann und wie ist er gestorben?"

Mit kalter „geschäftsmäßiger" Stimme erwiederte Terstegen: „Der Todtenschein liegt unter den Papieren, Sie können das Nähere daraus ersehen."

Aber Bernhard legte die Papiere auf den Tisch mit den Worten: „Ich verspare es mir lieber, da ich für den Augenblick zu erschüttert von der Nachricht bin."

Wie es beliebt. Ich gehe demnach zu der eigentlichen Geschäftssache über. Der verstorbene Herr Ludwig Kornelis hatte zwar der kaufmännischen Thätigkeit entsagt, daß er aber wenigstens in Beziehung auf seine Einnahmen und Ausgaben noch immer mit kaufmännischer Genauigkeit zu Werke ging, das beweist ein Journal, welches sich unter seinen hinterlassenen Papieren vorfand, und worin sorgfältig jede eingenommene oder ausgegebene Summe vermerkt ist. Ein Auszug aus diesem Journal, auf gerichtlichem Wege beglaubigt, liegt gleichfalls bei den Dokumenten, die ich Ihnen zur Einsicht überreichte. Es findet sich darin ein unlängst eingetragener Posten von zweitausend Thalern, „eingehändigt dem Bernhard Korn in Zippelstedt." Irre ich mich in der Voraussetzung, daß Sie, Herr Oberlehrer, unter dieser Bezeichnung verstanden sind?"

Obwohl ganz bestürzt und verwirrt, zögerte Bernhard doch keinen Augenblick mit der Antwort: „Sie irren nicht, ich bin damit gemeint.“

„Und Sie gestehen zu, daß Sie die in Frage stehende Summe empfangen haben?“

„Ich gesteh' es zu.“

„Ohne Zweifel als ein Darlehn?“

„Nein, nicht als Darlehn.“

„Unter welchem anderen Titel denn? muß ich fragen.“

„Ich habe die Summe als ein freiwilliges unerbetenes Geschenk erhalten.“

„Hm, hm! Und würden Sie eventuell die Rückzahlung des Geldes verweigern?“

„Ich kann mich nicht dazu für verpflichtet erachten, eben weil es ein freiwilliges Geschenk war.“

„So besitzen Sie ohne Zweifel hierüber einen schriftlichen Ausweis, etwa das Begleitschreiben bei Uebersendung der Summe, oder etwas Aehnliches?“

„Ich besitze Nichts von dieser Art.“

„Aber Sie werden mir doch vorläufig die näheren Umstände angeben, unter welchen dieses sogenannte freiwillige Geschenk in Ihre Hände gelangt ist?“

Bernhard schwieg eine Zeit lang. Er entsann sich des bestimmten und feierlichen Versprechens, Niemand außer seiner Frau eine Eröffnung über sein Zusammen-

treffen mit Vanhulsten im geheimnißvollen Schlosse zu machen. Auch würde dies ja im Grunde an der Sachlage wenig oder Nichts geändert haben. Er erwiederte daher nach einer Pause: „Ich kann darüber keine nähere Auskunft geben."

„Und Sie weigern sich bestimmt, die Summe an das Haus Kornelis zurückzuzahlen?"

„Meine Verhältnisse erlauben mir nicht, eine Summe herauszuzahlen, die, wie ich schon bemerkte, ein von mir nicht erbetenes Geschenk war."

Terstegen nahm die Papiere wieder an sich und sagte kalt: „Nun, das wird sich finden. Es genügt mir einstweilen, daß Sie erklären, das Geld wirklich von Herrn Ludwig Kornelis empfangen zu haben, und bei dieser Erklärung werden Sie ja als Ehrenmann unter allen Umständen beharren?"

„Das werde ich."

„Gut, so werden wir den Rechtsweg betreten und die Entscheidung abwarten."

Erschrocken rief Bernhard: „Wie, Sie wollen mit einer gerichtlichen Klage gegen mich auftreten?"

„Nun, das versteht sich von selbst. Ich werde einen hiesigen Rechtsanwalt mit den nöthigen Instruktionen versehen und die Sache bei dem Gericht anhängig machen lassen. Wenn Sie nicht noch besondere Thatsachen im Rückhalt haben — die Sie aber besser

mir gleich mitgetheilt hätten — so kann über den Ausfall des Prozesses zu unsern Gunsten kaum ein Zweifel stattfinden."

Bernhard fuhr mit der Hand nach der Stirne. Zahllose, verworrene, widersprechende, ängstigende Gedanken durchflogen seinen Geist; plötzlich preßte er mit matter, fast tonloser Stimme die Worte hervor: „Ich will das Geld herauszahlen — —"

„Sehr gut. Es ist auf Ehre das Beste, was Sie thun können."

„Vorausgesetzt, daß Sie mich hinsichtlich der Zeit nicht zu sehr drängen."

„Wir werden uns so human beweisen, wie irgend möglich. Sie stellen einen Wechsel auf zweitausend Thaler auf das Haus Kornelis aus, zahlbar in sechs Monaten, und falls Sie den Verfallstermin richtig innehalten, erfährt Niemand Etwas davon, erwachsen Ihnen keine Kosten, und sind wir sogar erbötig, auf jede Zinsberechnung zu verzichten. Sind Sie mit diesem Abkommen zufrieden?"

„Ich — bin — es zufrieden."

Terstegen nahm aus seiner Brieftasche ein Wechsel-Formular, füllte es aus, ließ von Bernhard ein Accept hinzufügen und entfernte sich dann mit flüchtigem Abschied.

Wie zusammengebrochen sank Bernhard auf einen

Sitz, die Aufregung hatte ihn überwältigt, er konnte seine Gedanken nicht sammeln und ordnen.

Da führte Dora den immer seltener gewordenen Freund Schwanhöfer in das Zimmer.

Der alte Schwanhöfer hatte auf dem Rathhaus gehört, daß ein fremder Herr — ein Holländer, wie man glaube — sich erkundigt habe, ob in dieser Stadt ein Mann Namens Bernhard Korn wohne, und in welchen Verhältnissen derselbe stehe; als der geschwätzige alte Herr dies zu Hause erzählte, war dem Sohne der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß dies gewiß eine Erbschaft von Vanhulsten zu bedeuten habe, und seine Phantasie hatte diese Erbschaft bereits zu fabelhafter Ausdehnung gedeihen lassen. Darum konnte er es nicht unterlassen, sich hier einzufinden, um das Nähere zu erfahren.

Mit der alten zuthunlichen Munterkeit rief er gleich in die Stube hinein: „Ich komme, um meinen Glückwunsch zu bringen zur holländischen Erbschaft — ich kann mir schon Alles denken — eine famose Summe, wie? — aber warum so spät erst? — Ja, ja, die Holländer sind zähe Kerle, sie rücken möglichst spät mit Geld heraus.“

Aber Dora hatte auf den ersten Blick die Verstörtheit ihres Mannes wahrgenommen, sie flog auf ihn zu

mit den Worten: „Um Gottes willen, mein Bernhard, was ist Dir geschehen?"

Unsicher geworden sagte Schwanhöfer: „Die Freude wird ihn so angegriffen haben."

Bernhard erfaßte die Hand seiner Frau und sagte matt: „Es hat uns ein schwerer Schlag getroffen, liebe Dora."

So gern Schwanhöfer, der bereits hinsichtlich seiner Erwartungen enttäuscht war, erfahren hätte, was eigentlich geschehen, so fühlte er doch, daß vielleicht seine Entfernung schicklich sei, und sagte: „Ich gehe jetzt besser fort, wenn Du mit Deiner Frau Etwas zu besprechen hast, und komme recht bald wieder, wozu mich meine Theilnahme von selbst treiben wird."

Bernhard aber bat: „Nein, bleibe hier, lieber Schwanhöfer, es ist mir, als hätte mein guter Genius Dich hierher geführt, denn Niemand kann mir besser mit Rath und That in meiner unglücklichen Lage beistehen wie Du."

Etwas abgekühlt in seiner Theilnahme, da von Beistand mit Rath und That die Rede war, aber doch neugierig nahm Schwanhöfer Platz.

Bernhard hielt noch Dora's Hand und flüsterte ihr in's Ohr, während Schwanhöfer sich niederließ: „Vanhulsten ist gestorben!" Dann sprach er laut: „Das

Legat von zweitausend Thalern, welches ich aus Thüringen mitbrachte, wird von mir zurückverlangt, weil seine rechtskräftige Geltung angefochten wird."

Dora erschrak sehr, und Schwanhöfer machte ein bedenkliches Gesicht.

Nach einer Pause sagte der Letztere: „Nun, Du wirst, wie ich Dich kenne, das Geld doch mit gutem Grund und Recht empfangen haben?"

„Das habe ich gewiß, mit dem besten Grund und mit dem vollsten Vertrauen auf mein Recht."

„Wenn es dennoch angefochten wird, so siehst Du Dich in einen vielleicht langwierigen Prozeß verwickelt, und das ist freilich recht unangenehm, aber die Wahrheit zu sagen, so wird Dir hierin, eine so freundschaftliche Theilnahme ich auch für Dich empfinde, doch ein Rechtskundiger bessern Beistand verleihen als ich."

„So steht die Sache gar nicht. Ich habe mich davon überzeugen müssen, daß ein Formfehler vorgefallen ist von hinreichender Bedeutung, um mich einen Prozeß jedenfalls verlieren zu lassen."

„Wie, Du willst Dich gutwillig zur Rückgabe verstehen?"

„Ich hab' es sogar schon gethan, weil ich nur die Unkosten und den Verdruß ohne Aussicht auf Erfolg gehabt hätte."

„Nun, nimm es mir nicht übel, aber das ist doch

etwas stark! Wer auch von der Gegenpartei Dir die Sache dargestellt hat, und wie immer er sie dargestellt haben mag, so war es doch das Erste und Nächste, daß Du Dir Deinerseits bei einem hiesigen Anwalt Rathes erholtest, das erforderte ja schon die Rücksicht auf Deine Familie."

Auch Dora schien auf diesen Ideengang gerathen zu sein oder Schwanhöfer's Worten beizustimmen, denn sie schaute ihren Gatten mit stummem Vorwurf an und sagte leise: „Du hast Dich wohl übereilt, Bernhard? Ist der rasche Schritt nicht rückgängig zu machen?"

„Ohne Zweifel," — fiel Schwanhöfer ein — „Du bist ja noch durch Nichts gebunden. Vertraue Dich nur dem Anwalt Schoppenberg an, das ist ein Advokat, der auch dem Klügsten noch Etwas zu rathen aufgiebt."

„Ja, thu' das!" bat Dora.

„Es ist zu spät, ich habe bereits einen Wechsel auf die zweitausend Thaler ausgestellt, zahlbar in sechs Monaten."

Zornig rief Schwanhöfer: „Es ist doch zum Rasendwerden mit den gelehrten Bücherwürmern! Was hast Du nun da für einen leichtsinnigen Streich begangen!"

Dora ließ Bernhard's Hand los, um sich die Thränen aus den Augen zu trocknen, setzte sich auf

einen Stuhl und sagte schluchzend: „Wie konntest Du das thun, Bernhard?“

Mild entgegnete Bernhard: „Ich möchte dagegen fragen, wie ich anders hätte handeln können; ich bitte Euch Beide, macht mir das Herz nicht schwerer, als es so schon ist, während ich bei Euch Trost und Rath suchte.“

Schwanhöfer überlegte rasch die Lage der Dinge und bog schon im voraus einem muthmaßlichen Ansinnen an eine Bethätigung seiner Freundschaft geschickt aus, indem er mit erheuchelter Verdrießlichkeit sagte: „Die Nachricht, die Du mir da mitgetheilt hast, durchkreuzt auch garstig meine Wünsche. Als ich in der Meinung stand, es sei Dir eine große Erbschaft von Holland zugefallen — — Du kannst wohl errathen, daß ich an Vanhulsten dachte — —“

Ein schmerzliches Zucken Bernhard's begleitete diese Worte.

„— — da rechnete ich schon darauf, daß Du mir vielleicht einen Theil der Summe gegen gute Zinsen leihen und mich dadurch aus einer großen Verlegenheit erretten würdest. Du kannst gar nicht denken, was für Gelder eine solche Unternehmung verschlingt, und was es nun, wo meine disponibeln Mittel erschöpft sind, für entsetzliche Mühe macht, das Nöthige aufzutreiben. Meine Verlegenheit ist in der That recht groß.“

So gering Bernhard's Kenntniß des Lebens war, so ging ihm doch keineswegs Kenntniß des menschlichen Herzens ab, er durchschaute augenblicklich die Kriegslist Schwanhöfer's und erwiederte aus diesem Ideengang heraus: „Das thut mir leid für Dich, ich meinerseits wollte Deinen Beistand nicht etwa durch Darleihen der sehr bedeutenden Summe in Anspruch nehmen — —"

Schwanhöfer schaltete verwirrt ein: „Wenn ich über das Geld verfügen könnte, stände es Dir natürlich gern zu Diensten."

Bernhard fuhr fort: „Sondern ich wollte Dich nur um Deinen Rath bitten, was ich nun zu thun habe."

„Du mußt das Haus wieder verkaufen."

„Der Verkauf würde ohne Zweifel nicht die ganze Summe aufbringen, und wie sollte ich den Ausfall decken?"

„Das ist wahr. So mußt Du wenigstens den Versuch machen, die Summe zur zweiten Hypothek auf das Haus geliehen zu bekommen, was freilich Schwierigkeit haben wird. Leider kann ich hierin nicht für Dich auftreten, denn da ich selbst Geld suche ohne solide Aussicht auf Erfolg, so kann ich natürlich nicht obendrein für einen Andern auch Geld suchen."

Dora trocknete ihre Thränen ab und sagte: „Wenn beim Verkauf des Hauses auch ein Ausfall eintritt und

dieser nur nicht gar zu groß ist, so können wir vielleicht durch vermehrte Sparsamkeit denselben decken."

Traurig erwiederte Bernhard: „Das dürfte wohl unmöglich sein."

„Und warum das?" rief Schwanhöfer eifrig. „Man kann am Ende mit jeder Summe auskommen, wenn man sich darnach einrichtet und die strengste Ordnung in seine Finanzen einführt. Jeder, der einen Thaler mehr ausgiebt, als er zur Verfügung besitzt, ist in gewisser Hinsicht ein leichtsinniger Haushalter. Hat man bestimmte Ausgaben, z. B. Hausmiethe, Zinszahlungen, Steuern, so muß man diese vorab von der Einnahme wegnehmen, und mit dem Uebrigen muß man sich so einrichten, daß man auskommt und noch Etwas, wenn es auch eine Kleinigkeit ist, übrig behält. Nur in diesem Falle genügt man seinen Pflichten gegen andere Menschen und namentlich gegen seine Familie."

Schmerzlich erregt erwiederte Bernhard: „Nimmt man die allernöthigsten Ausgaben weg, so bleibt bei einer geringen Einnahme zu wenig übrig; vertheilt man auch dieses in scheinbar ausgiebiger Weise, so kommen so viele Ausgaben des Augenblicks, die aber unvermeidlich sind, daß für größere Ausgaben, z. B. für die Bezahlung der Handwerker, nicht genug übrig bleibt. Oder soll ich für die Meinigen keine Lebensmittel, keine nöthigen Kleidungsstücke kaufen, weil das hierfür aus-

zugebende Geld eigentlich schon zur Bezahlung einer Rechnung verwandt werden sollte? Soll ich meine Kinder frieren lassen, wenn meine augenblicklichen Geldmittel erschöpft sind?"

„Ich behaupte," — sagte Schwanhöfer hartnäckig — „ein guter Haushalter kann mit jeder Jahreseinnahme auskommen, wenn er Nichts ausgiebt, was nicht streng nöthig ist."

Mit trübem Lächeln erwiederte Bernhard: „Was ist streng nöthig? Und kann eine sogenannte gebildete Familie, auch wenn sie wollte, leben wie diejenige eines Handwerkers? Und kann jemals der Leichtsinn der Armuth aus den Herzen vertilgt werden, der vorläufig für die drängendste Noth des Augenblicks sorgt, ohne an die übrigen Bedürfnisse und Verpflichtungen zu denken, oder wenigstens — denn er denkt schon mehr wie zu viel daran — ohne ihnen Rechnung zu tragen? Ja, kann es der Arme nur dahin bringen, daß er dem noch Aermeren eine Unterstützung versagt, die er eigentlich kein Recht hat weg zu geben?"

„Das sind gefährliche Grundsätze!" sagte Schwanhöfer, der sich nun erinnerte, daß er nothwendige Geschäfte habe, und sich ziemlich hastig empfahl.

Bernhard blieb still brütend sitzen.

Da näherte sich Dora ihm langsam und sagte leise: „Du bist wohl sehr niedergeschlagen, Bernhard?"

„Ja, Dora, das kann ich nicht leugnen.“

„Es ist auch ein rechtes Unglück mit dem Gelde!“

„Und das Unglück ist dadurch noch größer, liebe Dora, daß es zum ersten Male Dich mir zu entfremden scheint.“

„Wie kannst Du das sagen?“

„Ich habe es mit tiefem Schmerz wahrgenommen, daß Du meine Handlungsweise nicht billigst und Dich dem Gedanken überlässest, ich hätte schon aus Rücksicht auf Dich und unsere Kinder anders handeln sollen.“

Dora schwieg. Da setzte ihr Bernhard vollständig die Gründe auseinander, die ihn zur Unterzeichnung des Wechsels veranlaßt hatten, und sie konnte sich dem Eingeständnisse, daß sich kaum etwas Anderes thun ließ, nicht entziehen. Sie verließ weinend das Zimmer.

„Tritt die Armuth auch zwischen die Liebe engverbundener Herzen?“ seufzte Bernhard. „Ach, sie ist ein Rost, der auch den reinsten Glanz verdunkelt.“

Da trat Dora wieder ein, an der Hand den Knaben Arthur führend, auf dem anderen Arme die kleine Mathilde tragend; als sie Arthur losließ, eilte derselbe mit kindlichen Liebkosungen auf den Vater zu, sie aber setzte auch Mathilde auf des Vaters Schoß, beugte sich über ihn und flüsterte ihm in's Ohr: „Vergieb der Mutter Deiner Kinder ihren Mangel an Vertrauen!“

Bernhard erwehrte sich des Knaben, setzte das Mädchen nieder und umarmte herzlich sein treues liebes Weib.

### 5. Die Illustrationen zur Zippelstedter Naturgeschichte.

Gleich am nächsten Tage begann Bernhard seine Anstrengungen, um das nöthige Geld aufzutreiben. Es fehlte in der Stadt keineswegs an baarem Vermögen, denn es war in früheren Zeiten durch Wollen-Manufaktur viel erworben worden, aber es herrschte auch eine begreifliche Aengstlichkeit im Unterbringen von Kapitalien. Der Kreisarzt Teuffer kannte die Vermögensverhältnisse der meisten Einwohner ziemlich genau, gab dem unerfahrenen Lehrer nicht nur die besten Nachweisungen, sondern machte auch auf eigene Hand verschiedene Versuche, ohne jedoch von vornherein das geringste Vertrauen zur Sache zu besitzen.

Es waren saure Gänge für den armen Bernhard, und die Worte gingen oft recht schwer über die Lippen, aber er hielt es natürlich für seine Pflicht, alles Mögliche zu versuchen, und er mußte, an drei Orten abgewiesen, sich zum Gang nach dem vierten entschließen. Aber es erfolgten aller Orten abschlägige Antworten. Man hatte nicht Unrecht, die Hypothek als nicht vollkommen sicher anzusehen, und es hätte eine gewisse Großmuth dazu gehört, auf das Ansuchen einzugehen,

diese Großmuth war aber nicht vorhanden. Außerdem war Bernhard's Kredit erschüttert; Jeder wußte, daß es ihm sehr schwer wurde, mit seiner Familie auszukommen, daß er manche Rechnungen lange unbezahlt lassen mußte, daß also eine regelmäßige Zinszahlung kaum zu erwarten war; mit einem strengen Verfahren gegen den säumigen Zahler vorzugehen, dazu hätte man sich nicht so gern entschlossen, weil derselbe doch immer bei einem großen Theil des Publikums in Achtung und Beliebtheit stand.

Wie sehr der Geist des armen Mannes durch die Vergeblichkeit dieser Versuche niedergedrückt, wie sehr er durch die Erwartung kommender Verlegenheiten geängstigt wurde, braucht nicht gesagt zu werden. Die Sorgen und Kümmernisse, die bisher aus der mangelhaften Einnahme entstanden, waren gering gegen das, was nun drohte, obwohl auch sie fortfuhren, unausgesetzt ihre qualvolle Wirkung auszuüben. Es war daher nicht zu verwundern, daß Bernhard's geistiges und körperliches Leben immer tiefer angegriffen wurde, daß sich eine Reizbarkeit geltend machte, die er früher nicht kannte. Daß überhäufte Arbeit ihn weniger unter den Seinigen weilen ließ, als er wünschte, hatte ihn schon lange bedrückt, aber nun wurde es ihm fast schwer, nach mühsam erfüllter Berufspflicht sich nicht ganz in sein einsames Zimmer zurückzuziehen und einer Ruhe

der Ermattung hinzugeben, die doch auch nichts Anderes war, als ein aufreibendes Hinbrüten. Ohne weniger zärtlich und rücksichtsvoll gegen die Seinigen zu sein, war er doch in ihrem Kreise weniger befriedigt. Ebenso zog er sich von dem Umgange mit den Wenigen, deren Verkehr ihn manchmal erheitert hatte, allmählich zurück, zumal da der eintretende Spätherbst die Zusammenkünfte in dem Gartenhäuschen des Arztes von selbst beendigte. Nur Adams kam nach wie vor häufig zu ihm, aber in seiner unruhigen Weise immer nur auf kurze Zeit. Auch auf die Amtsthätigkeit dehnte sich jene Reizbarkeit aus; nicht als wenn er ein schlechterer Lehrer geworden wäre, sondern er nahm nur die Verstöße gegen Schulordnung oder Schülerpflichten viel empfindlicher auf, so daß sie zwar in Beziehung auf die Thäter nicht strenger bestraft wurden als sonst, in Beziehung auf ihn selbst aber viel schmerzlicher einwirkten wie früher. Auch kam noch ein Umstand von Bedeutung hinzu. So wenig beliebt der Direktor Crusius bei den Schülern war, so fanden sich doch in den oberen Klassen Einzelne derselben, die gewissermaßen zu seiner Partei traten, entweder um von ihm begünstigt zu werden, oder aus anderen Gründen. Der Führer dieser Partei war eben jener Schelring, den wir bereits als Quartaner kennen gelernt haben, und der aus dem väterlichen Hause eine gewisse Feind-

seligkeit gegen Bernhard mit in die Schule brachte. Als er wegen Pflichtwidrigkeit von diesem einen strengen Verweis erhielt, ging er in seinem Trotz so weit, unehrerbietige Ausdrücke gegen den Lehrer zu gebrauchen; dieser machte dem Direktor als dem Klassenlehrer Anzeige davon, aber Crusius ließ sich die Sache auch von dem Primaner berichten und traf dann eine Entscheidung, welche gewissermaßen dem Schüler Recht und dem Lehrer Unrecht gab. Bernhard beruhigte sich hierbei nicht, sondern brachte den Fall in der Konferenz vor, wo die Entscheidung ganz anders ausfiel und eine erhebliche Schulstrafe für Schelring herbeiführte. Den Zorn des Direktors kann man sich denken; wäre er nicht von der Unhaltbarkeit seiner Sache selbst überzeugt gewesen, so würde er auf einen Bericht an die Behörde gedrungen haben, aber das wagte er doch nicht, sondern fügte sich mit widerstrebendem Herzen. Wäre Bernhard sorgenfreier und gesunder gewesen, so hätten ihn solche Dinge nicht so angegriffen und erschüttert, wie sie jetzt thaten.

Und Schwanhöfer — — hatte er keine Hilfe für den sorgengequälten Freund? Gewiß konnte er leicht helfen, aber wenn er auch Lust dazu gehabt hätte, so würde es seine Frau, die ein bedeutendes Wort in Geldangelegenheiten mitsprach, nicht zugegeben haben. Und er hatte keine Lust, denn der Dämon des Besitzes

und Erwerbes herrschte völlig über ihn. Seine Spekulationen schlugen im Ganzen gut ein, er war auf dem Wege, der reichste Mann von Zippelstedt zu werden, und dieses Ziel fest im Auge haltend, verschwendete er kein Geld zu anderweitigen Zwecken. —

Adams empfand wirklich Mitleid mit dem Trübsinn seines Freundes und verfiel, um denselben zu zerstreuen, auf dasselbe Mittel, welches Mephistopheles anwandte, um dem lebensüberdrüssigen Faust zu zeigen, wie leicht sich's leben lasse, wenn man eben das Leben leicht nehme, nämlich indem er ihn in die lustige Gesellschaft in Auerbach's Keller führte. Adams hätte wohl denken können, daß ein solcher Versuch ihm ebenso wenig gelingen werde, wie er dem Mephistopheles gelang; aber er wagte ihn doch, indem er Bernhard überredete, ihm einmal Abends in die Gesellschaft zu folgen, wo er selbst manche vergnügte Stunde verlebte. Diese Gesellschaft nahm etwa den dritten Rang nach den socialen Verhältnissen Zippelstedt's ein, und Bernhard hatte sie nie besucht; an einer geschlossenen Gesellschaft höheren Ranges hatte er sich im Anfang betheiligt, sich aber zurückgezogen, als er sah, daß das Vergnügen, was da für ihn zu holen war, nicht durch die Geldopfer aufgewogen wurde, die jene Theilnahme nöthig machte. Dies war nicht gut, denn eine Absonderung vom entsprechenden Publikum ist namentlich

einem Schulmanne nachtheilig, aber in der Regel kann der verheirathete Lehrer, der nicht etwa einiges Vermögen hat, kaum anders handeln.

Der frohen Begrüßung, welche die Ankunft des Malers erregte, gesellte sich eine gewisse Ueberraschung zu, als man zugleich den Oberlehrer Korn eintreten sah. Die Gesellschaft bestand aus Bürgern, niederen Angestellten und jungen Leuten von verschiedener Lebensstellung, darunter auch solchen, die vor nicht langer Zeit Bernhard's Schüler gewesen waren. Man fühlte sich gleichsam geehrt durch die Anwesenheit des geachteten Mannes, und man suchte ihm dieses durch rücksichtsvolle Aufmerksamkeit zu beweisen, besonders näherte sich ihm der Lohgerbermeister Frei, welcher der Anhänglichkeit seines jetzt in der Fremde befindlichen Sohnes an den ehemaligen Lehrer gedachte, und welcher es sich nicht nehmen ließ, ein Glas Wein mit diesem Letzteren zu trinken. Adams wurde von dem jüngeren Kreise in Anspruch und Beschlag genommen, und sie schienen mit irgend einem lustigen Plane umzugehen, denn Einige derselben entfernten sich unter tumultuarischer Aufregung in ein Nebenzimmer.

Frei sprach sich zuthulich und offen über Manches aus, was auch für Bernhard von Interesse war: über die Nothwendigkeit, daß die Bürgerschaft durch treues Zusammenhalten die Herrschaft einiger weniger „Ari=

stokraten" breche, über die große Unzufriedenheit mit der jetzt bestehenden Töchterschule, über den allgemeinen Wunsch, daß dieselbe eine Aenderung erfahre und Bernhard die Leitung derselben übernehme. Einige andere Bürger nahmen an der Unterhaltung Theil und äußerten ebenso entschiedene als verständige Ansichten. Bernhard ging zwar in durchaus besonnener Weise auf diese Gespräche ein, aber sie regten ihn doch innerlich sehr auf, zumal da man es für einen Achtungsbeweis und Ehrenpunkt hielt, ihn zum Trinken zu veranlassen, und er wirklich mehr Wein trank, als er gewohnt war.

Plötzlich öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers ein wenig, Adams streckte seinen Kopf durch und rief in das Gastzimmer: „Meine Herren, Sie werden sogleich die Ehre und das Vergnügen haben, einige Illustrationen zu meiner Naturgeschichte der Zippelstedter zu bewundern."

Die Anwesenden brachen zum größten Theil in einen jubelnden Beifall aus, während die Aelteren und Gesetzteren die Sache wie Etwas zu betrachten schienen, das man nicht billigen, woran man aber doch seine Freude haben kann. Nur Bernhard, auf den die Spöttereien des Malers immer einen unbehaglichen Eindruck gemacht hatten, sah mit entschiedenem Mißfallen dem, was da kommen sollte, entgegen.

Bald darauf öffnete sich die Thüre ganz, und Adams

führte an einem dicken Strick ein Ungethüm herein, das in seiner seltsamen Vermummung, in Haltung und Geberde eine unverkennliche Aehnlichkeit mit einem auf den Hinterbeinen gehenden Bären hatte; die Arme hingen wie Vorderbeine herab, der unförmliche verhüllte Kopf senkte sich seitwärts.

Als Adams die kuriose Gestalt, die ein gewaltiges Gelächter hervorrief, in das Zimmer geführt hatte, blieb er mit derselben stehen und sagte mit dem marktschreierischen Tone eines Bärenführers: „Braun, mache den Herrschaften die schuldige Reverenz!“

Das Ungethüm knurrte brummend und machte eine unbeholfene Verbeugung.

Adams, in der einen Hand den Strick haltend, in der anderen ein Stöckchen führend und damit auf seinen Begleiter deutend, sagte halb singend halb schnarrend: „Meine Herren, dies ist der Zippelstedter Bär, eine neue Art, noch in keinem naturgeschichtlichen Werke aufgeführt. Er lebt zwar auch wie andere Bären von Essen und Trinken, aber er raucht auch Tabak, und wenn Sie ihm ein Glas Wein oder Branntwein verehren, so wird er solches auf Ihr Wohlsein mit Anstand konsumiren. Der Zippelstedter Bär ist das intelligenteste Thier seiner Gattung, aber auch das hochmüthigste und boshafteste. Er ist zwar in letzter Zeit fromm geworden, aber man darf ihm darum nicht trauen,

denn wenn er auch andere Wesen in scheinheiliger Liebe umarmt, so ist dies doch die pure Bosheit, denn er sucht in der Umarmung zu erdrücken oder wenigstens zu drücken. Findet sich vielleicht ein Liebhaber in der Gesellschaft, der einmal die Probe einer solchen Umarmung machen will?"

Ein junger Mensch trat vor, natürlich verabredeter Weise, und sagte: „Ich möchte eine Probe machen."

Als er sich dem sogenannten Bären genähert hatte, ließ dieser ein neues Brummen hören und schlug seine unförmlichen Vorderglieder um den Nacken des Neugierigen. Dieser stieß einen Schrei aus, als befinde er sich in Gefahr, riß sich dann mit Gewalt los und versetzte dem Bären einen — anscheinend heftigen — Schlag an den Kopf, so daß dessen Hülle abflog und das grinzende Gesicht eines wohlbekannten jungen Zippelstedter's sich zeigte.

Nachdem das Gelächter der Zuschauer einigermaßen sich gelegt hatte, sagte Adams: „Dies ist die richtige Verfahrungsweise, um den Zippelstedter Bären zu behandeln und unschädlich zu machen; schiebt man mit herzhafter Gewalt die fürchterliche Hülle bei Seite, so bemerkt man bald, was für ein Schaf unter der Bärenhaut versteckt ist."

Das überlaute Lachen der jüngeren Zuhörer sowie das plötzlich in den Ausdruck dummer Verblüffung

übergehende Gesicht des Bärendarstellers schien anzudeuten, daß die letzte Bemerkung des Bärenführers eine improvisirte war.

Als Adams den entlarvten Bären abgeführt und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, unterhielt sich das sehr angeregte und vergnügte Publikum lebhaft über die eben angeschaute „Illustration," und es erhob sich kein einziger Zweifel gegen die Auslegung, daß der alte Schwanhöfer gemeint gewesen sei. Während die älteren Bürger in der Nähe des verstimmten und verstummten Bernhard sich darüber unterhielten und den kecken Spott zu tadeln schienen, während sie doch ganz beifällig schmunzelten, drängte sich ein junger Kanzlist, der im Geheimniß zu sein schien, in den Kreis und flüsterte: „Nicht wahr, das war köstlich? Aber Sie sollen erst Schelring als Fuchs und Klaproth als Esel sehen!"

„Stille! Stille!" rief es von allen Seiten.

Die Thüre hatte sich abermals geöffnet, und Adams trat mit einem Herrn ein, an dessen Aufputz kein Versuch zur Annäherung an eine Thiergestalt gemacht war, an welchem aber eine sonstige auffällige Aehnlichkeit mit einer bestimmten Person nicht verkannt werden mochte; die stramme Haltung mit dem zurückgeworfenen Kopf, der lächerlich große Orden im Knopfloch, das dicke Lexikon unter dem Arm — das Alles ließ

keinen Zuschauer in Zweifel, daß man den Gymnasial-Direktor Crusius vor sich habe.

Adams deutete mit dem Stäbchen auf den Begleiter und begann seine Erklärung: „Dies, meine Herren, ist das Zippelstedter Rhinozeros, es hat nur Manches von seiner Körperfülle abgelegt und sich überhaupt Etwas civilisirt, weil es den — für seine Naturbeschaffenheit freilich wenig geeigneten und darum einigermaßen auffallenden — Entschluß gefaßt hat, als Pädagoge aufzutreten und die jungen Zippelstedter zu Rhinozerossen heran zu bilden."

In diesem Augenblick hatte sich Bernhard vorgedrängt und sagte sehr aufgeregt: „Dies geht zu weit, und ich muß Dich dringend bitten, dieser unwürdigen Komödie ein Ende zu machen!"

Mit dem Uebermuth eines von allgemeinem Beifall begleiteten Satyrikers erwiederte Adams: „Aber wieso und weshalb? Warum soll ich nicht den Zippelstedtern die merkwürdigsten Exemplare vorführen, um sie mit der Naturgeschichte ihrer Heimath vertraut zu machen?"

Unmuthig rief Bernhard: „Wenn es sich die anwesenden Zippelstedter gefallen lassen, ihre Mitbürger auf eine so unpassende Weise verhöhnt zu sehen, so kann ich doch nicht zugeben, daß mein Vorgesetzter oder ein Anderer, dessen Stellung ich zu achten habe, in meiner

Gegenwart auf eine so boshafte und wohlfeile Weise zum Gegenstand des Spottes gemacht werde."

Gereizt entgegnete Adams: „Dann bleibt ja wohl nichts Anderes übrig, als daß Du den Illustrationen, die Du boshaft und wohlfeil zu nennen beliebst, Deine sonst sehr schätzbare Gegenwart entziehst."

„Bei Deiner Freundschaft beschwöre ich Dich, Adams, gieb dieses frevelhafte Unterfangen auf!"

„Das heißt also mit anderen Worten: wenn ich ungeachtet Deines nach meiner Ansicht ganz unberechtigten Einspruches dennoch mit meinen Illustrationen fortfahre, so wirst Du mir Deine Freundschaft, die ich sonst ganz nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, entziehen? Ist es so gemeint?"

Bernhard war sehr bleich geworden, aber er versetzte ohne Zögern: „Ja, so ist es gemeint."

„In diesem Falle, Herr Korn, verzichte ich meinerseits auf eine Freundschaft, die sich selbst zu so niedrigem Preise anschlägt, und es ist mir völlig einerlei, ob Sie mir Ihrerseits aufkündigen oder nicht."

Bernhard drängte sich zurück durch die Versammelten, über welche sich eine schwüle Stille gelegt hatte, und obgleich Frei sowie einige andere Bürger ihn aufzuhalten und zu beschwichtigen suchten, so lehnte er dies doch mit kurzen Worten ab und entfernte sich rasch. — —

Am nächsten Morgen erwachte er mit heftigen Kopfschmerzen, einer Folge des gestrigen Weingenusses und der Aufregung, aber durch das körperliche Uebelbefinden brach mit noch stärkerem Weh die traurige Erinnerung durch, daß er einen Freund verloren hatte.

## 6. „Ein edles Weib ist viel edler und köstlicher denn eine Perle.“

Der Bruch der Freundschaft war aber auch für Adams keineswegs so leicht zu ertragen, wie er sich den Anschein geben mochte; er fühlte sich in den nächsten Tagen höchst unbehaglich, und seine mürrische Stimmung machte sich gegen Alle geltend, die ihm nahe kamen. Daß die würdigsten Männer, die an jener Gesellschaft Theil genommen hatten, sein Verfahren nicht billigten, vielmehr ihm geradezu Unrecht zu geben schienen, war „ihm einerlei,“ verminderte aber keineswegs sein Mißbehagen und veranlaßte ihn, sich in einen erhöhten aber doch nur erkünstelten Zorn gegen Bernhard zu versetzen. Wir suchen nie das Unrecht eines Anderen gegen uns mit mehr Scharfsinn auf, als wenn wir Unrecht gegen ihn haben.

Busse, welcher von dem Zerwürfniß gehört hatte, suchte den Maler auf seinem Zimmer auf, um vielleicht eine Ausgleichung zu vermitteln. Er fand denselben inmitten einer gräulichen Unordnung; das Oberste war

zu unterst gekehrt. Er fragte also nach der ersten Begrüßung: „Aber um des Himmels willen, wie sieht es hier aus? Was haben Sie vor?"

„Einen Auszug."

„Sie wollen Ihre Wohnung verändern?"

„Ich will Zippelstedt verlassen."

„Wie, noch bevor Sie die bekannte Naturgeschichte beendigt haben?"

„Der Teufel hole die Naturgeschichte! Ich will den Staub Zippelstedt's von meinen Füßen schütteln und meinen Wanderstab anderswohin setzen. Da es mir aber an dem lumpigen Gelde fehlt, worauf Eisenbahnbeamte, Gastwirthe und ähnliches Volk ein so unbegreifliches Gewicht legen, so muß ich rasch einige dieser miserabeln Bilder beendigen und die Bezahlung dafür einstreichen."

„Aber woher dieser unerwartete Entschluß?"

„Unerwartet? Habe ich mich nicht schon zu lange in diesem Nest vergraben? Hab' ich gleichsam nicht mein Licht unter den Scheffel gestellt? Herr, ich darf behaupten, daß ich ein wirklicher Maler bin, und was soll ein Maler in Zippelstedt? Ich habe schon Bilder gemalt, die ich nicht loben will, weil ich sie am Ende selbst für ziemlich mittelmäßig halte, die aber mit großen Summen bezahlt wurden und in goldenen Rahmen ausgezeichnete Sammlungen zieren."

„Das bezweifle ich nicht, ich weiß sogar von meinem Kollegen Korn, daß Sie ein bedeutender Künstler sind, und ich habe mich darüber schon oft verwundert, daß Sie, so zu sagen, gar nicht malen."

„Warum soll ich malen? Um Geld? — ich erwerbe immer so viel, als ich brauche. Um Ruhm? — ich geize nicht nach einer Auszeichnung, die ich mit Frau Luise Mühlbach oder dem englischen Hengst Azor, der den Preis im Wettrennen gewann, theilen müßte. Um anderen Menschen Freude zu machen? — die Menschen machen mir auch keine Freude. Nein, ich will keine großen Bilder mehr malen, und wenn ich sie auch anfinge, so machte ich sie doch nicht fertig."

„Aber wohin wollen Sie denn eigentlich?"

„Das ist mir einerlei, vorerst nur so weit, daß ich Zippelstedt nicht mehr nennen höre."

„Doch Sie werden uns nicht eher verlassen, als bis Sie sich mit Ihrem alten Freund Korn versöhnt haben?"

„Ich werde vielmehr früher gehen, eh' ich mich mit ihm versöhnt habe. Schon der Gedanke an ihn regt mich auf, empört mich! Wie kann ein Mensch so fischblütig sein, sich hier auf einem Marterbett ausstrecken und quälen zu lassen und dennoch seinen Quälern gutmüthig zuzulächeln und einem wahren Freund, der die Tröpfe beim rechten Namen nennt, den Stuhl vor

die Thüre zu setzen? Wenn Sie auch dies Kapitel berühren wollen, Herr Busse, so thun Sie besser, mein Atelier zu verlassen und sich zum Teufel zu scheren; heut' Abend aber treffen wir uns wohl im Rathskeller, um zusammen ein Glas Bier zu trinken."

Mit Achselzucken entfernte sich Busse.

Adams aber fand keins unter den angefangenen Bildern, zu dessen Beendigung er sich wirklich entschließen konnte, dagegen stieß ihm beim Durchkramen seiner Sachen jene Skizze auf, die er einst von der kleinen Rosa entworfen hatte. Sogleich machte er sich daran, als wenn dies das Nächste und Nothwendigste wäre, die Ausführung eines größeren Bildes darnach zu beginnen. — —

Nach einer stürmischen Scene mit dem Direktor, deren nähere Angabe wir uns ersparen können, ging Bernhard nach Hause. Selbst der Weg durch die Stadt war nicht ohne Gemüthsbeängstigung, denn hier mußte er bei einem Hause vorbeigehen, dessen Besitzer noch Geld von ihm zu fordern hatte, dort begegnete ihm ein Handwerker, der zwar Nichts sagte, dessen vorwurfsvoller Blick aber eine Mahnung war. Selbst als er durch die Gartenpforte vor seinem Hause schritt, wurde ihm nicht leichter zu Sinne, denn der Anblick der Wohnung erinnerte ihn an die schwerste Sorge, welche ohne Aussicht auf Lösung seine Seele bedrückte.

Aber in der Wohnstube heiterte sich sein Gemüth auf, als Dora ihm die Hand drückte und Arthur jubelnd sich an ihn drängte. Hier war er der unangefochtene Gebieter in einem kleinen Reich der Liebe, diesen bescheidenen Raum des Glückes konnte kein äußerer Einfluß verkümmern.

Als er neben Dora saß, sagte diese: „Ich muß Dir nun ein kleines Geheimniß offenbaren, aber nicht früher, als bis Du mir die Verzeihung dafür ausgesprochen hast, daß ich überhaupt ein Geheimniß vor Dir hatte.“

„Diese Verzeihung ist hiermit im weitesten Umfang gewährt.“

„Nun, so nimm dieses Papier, lieber Bernhard!“

Sie überreichte ihm einen bedruckten Zettel, und er erkannte mit dem größten Erstaunen den Wechsel, den er dem Haus Kornelis ausgestellt hatte.

„Um Gottes willen, Dora, wie kommst Du zu diesem Papiere?“ stammelte er.

„Sieh, mein theurer Bernhard, ich dachte, ob ich nicht auch wohl Etwas dazu beitragen könnte, Dir Deine schweren Sorgen zu erleichtern, und da fiel mir ein, es würde sich ganz wohl für mich passen, wenn ich ohne Dein Wissen an das Haus Kornelis schriebe, denn der Mann, der hier mit Dir verhandelte, war ja doch nur ein Geschäftsführer und konnte kaum auf

seine eigene Hand irgend eine Nachsicht beweisen. Ich sagte Dir aber Nichts von meinem Vorhaben, damit ich mit Fug und Recht schreiben konnte, der Schritt geschehe ohne Dein Wissen; wenn daher das Handelshaus eine abschlägige Antwort ertheilte, so traf sie nur mich allein. Ich schrieb also, wie die Sache stand, und bat die Herren in Amsterdam, das Geld ihrerseits auf unserem Hause gegen gewöhnliche Zinsen stehen zu lassen. Daß sie es uns ganz schenkten, hätte ich ohne Dein Vorwissen nicht zu erbitten gewagt, obwohl sie es auch vielleicht gethan hätten, aber ich dachte, wenn sie das nicht aus eigenem Antrieb thäten, so wäre es Dir vielleicht nicht einmal recht. Vorher nun, während Du noch in der Schule warst, erhielt ich diese Antwort mit dem eingelegten Wechsel."

Sie reichte nun auch ihrem Manne den Brief. Derselbe war in kühlem, aber höflichem Tone abgefaßt und ging völlig auf die gestellte Bitte ein mit der Bemerkung, Herr Korn möge mit der nächsten Zinszahlung einen einfachen Schuldschein einsenden.

So fand sich Bernhard wenigstens nach dieser Seite hin erleichtert.

Aber er sollte noch eine andere angenehme Erfahrung machen. Der Meister Frei kam an einem der nächsten Tage zu ihm und rückte bald mit seiner Absicht heraus. „Herr Doktor" — sagte er — „nehmen Sie

ein offenes Wort nicht ungütig auf. Ich höre, daß Sie um zweitausend Thaler verlegen sind. Nun steckt zwar mein Geld in meinem Geschäft, und ich habe keine Sumen auf Zinsen auszuleihen, aber ich kann wohl die zweitausend Thaler geliehen bekommen und sie dann Ihnen geben. Sie haben sich durch guten und treuen Unterricht um unsere Jugend sehr verdient gemacht, und es wäre gleichsam ein Unrecht von der Stadt, Sie in einer solchen Verlegenheit sitzen zu lassen. Es war letzthin ja auch recht brav von Ihnen, daß Sie die Spöttereien des Herrn Malers nicht zugeben wollten, und jeder ordentliche Zippelstedter muß Ihnen das Dank wissen. Nun, wie ist es mit dem Gelde? Das Anerbieten ist von Herzen gut gemeint."

Gerührt erwiederte Bernhard: „Und eben so dank' ich Ihnen von Herzen für Ihren Vorschlag, Herr Frei. Die Sache hat sich inzwischen so geordnet, daß ich des Geldes nicht mehr bedürftig bin. Wenn ich deshalb von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen brauche, so hat es doch meinem Herzen wahrhaft wohlgethan."

Mit freundlichem Abschied trennten sich die Männer von einander.

ein offenes Wort nicht abgeneigt war. Sie sagte, daß Sie eine gutherzige [illegible] hat. [illegible] zur meinem Geld in anderer Gestalt, und ich habe seine Summe auf Zinsen angelegt, [illegible] selbst die [illegible] und die ganze Sprache geben. Sie haben [illegible] unterrichtet [illegible] gemacht, und [illegible] von der Stadt. Sie [illegible] sich. Es war [illegible] daß Sie die [illegible] geben [illegible] Ihnen das [illegible] dieser? Das [illegible]

Gerührt [illegible] sich [illegible] Die [illegible] brauchen, so [illegible]

Die [illegible]

# Achtes Buch.

## Ein deutscher Schriftsteller.

— — Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich Deiner Kraft: die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben;
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.
In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.

Goethe.

## 1. Ein Weihnachtsfest.

Der Verlust, den Rosa's Tod hervorgebracht hatte, war durch ein neugebornes Töchterchen ersetzt, und dieses wurde mit Freude begrüßt, wenn es auch mancherlei Sorge mit sich brachte. Dora hatte sich bald genug wieder erholt, um vor dem eintretenden Weihnachtsfest mit Bernhard zu überlegen, welche Vorbereitungen zur Verherrlichung der Feier für die Kinder getroffen werden möchten. Aber da war guter Rath theuer. Bernhard hatte alles Geld ausgegeben, und Dora's Haushaltungskasse hielt kaum bis zum neuen Jahre vor, es konnte daher Nichts daraus entnommen werden. Alle Leute waren beschäftigt mit Einkäufen, kleine Geheimnisse würzten den Familienverkehr, die Freude baldiger Ueberraschungen belebte manches sonst ruhige Herz, die Hoffnung auf die zu erwartenden Geschenke verschönte manches Gesicht. Aber in der Lehrerfamilie herrschten diese Aufregungen nicht, wenigstens nicht bei den Eltern, die sich eher einem weh=

müthigen Trübsinn hingaben. Es waren nur noch wenige Tage bis zum Feste, die Schule war bereits geschlossen, wenn Vorbereitungen überhaupt noch getroffen werden sollten, so war es die höchste Zeit.

Die Dämmerungsstunde hatte die Familie im Wohnzimmer vereiniget. In der Wiege schlummerte der Säugling. Daneben saß Dora, die kleine Mathilde, welche bereits einige Anfänge im Denken und Sprechen gemacht hatte, auf dem Schooß haltend, an sie lehnte sich Arthur, im Geplauder mit dem Schwesterchen begriffen, wobei er freilich die Kosten der Unterhaltung zum größten Theil selbst bestritt. Etwas entfernter saß Bernhard, halb seinen eigenen Gedanken überlassen, halb den Kindern zuhorchend.

Arthur sagte: „Siehst Du, Mathildchen, wenn Du hübsch artig bist, so kommt das Christkindchen und hat einen Esel bei sich, der lauter schöne Sachen für artige Kinder trägt. Ich lege Heu vor die Thüre, daß Christkindchens Esel davon fressen kann, wenn Christkindchen die Sachen in Vaters Stube bringt. Da giebt's einen wunderschönen Lichterbaum — — Mutter, weiß Mathildchen wohl noch Etwas vom vorigen Lichterbaum?"

„Nein, Arthur, da war sie noch gar zu klein."

„Nun sieh, Mathildchen, das ist ein grüner Baum mit lauter brennenden Lichtern, und daran hangen so

viele hübsche Dinge, daß ich's Dir gar nicht Alles sagen kann."

Mathilde beharrte in ungestörter Gleichmüthigkeit, denn ein solcher Baum war für ihre Phantasie nicht vorhanden. Aber der Vater dachte daran, daß er kaum noch einen einzigen Groschen zu seiner Verfügung hatte, und ein schmerzliches Lächeln würde seine Züge überflogen haben, wenn er auch nur zu einem solchen Lächeln im Stande gewesen wäre.

Arthur fuhr fort: „Christkindchen bringt gewiß auch eine Puppe mit."

Dieser Gedanke wurde lebhafter aufgegriffen, und Mathilde sagte eifrig: „Eine Puppe — für mich?"

„Ja, für Dich, auch sonst noch schöne Spielsachen: Töpfchen und Teller, Schüsseln und kleine Tassen."

„Auch Sand, Kuchen in Töpfen zu machen?"

„Mutter, bringt Christkindchen auch wohl Sand?"

„Vielleicht wohl."

„Und ordentlichen Kuchen bringt Christkindchen auch, und Aepfel und Nüsse."

„Kuchen für mich!" rief Mathildchen gebieterisch.

So plauderten die Kinder.

Später am Abend, als sie allein waren, sagte Bernhard zu Dora: „Ich hatte sicher darauf gerechnet, daß das für meine wenigen Privatstunden fällige Geld eingezahlt würde, und daß ich damit die Kosten für

unsere bescheidene Festfeier bestreiten könnte, ja ich kann wohl sagen: ich habe den ganzen Tag darauf gewartet, und wenn die Hausthüre geöffnet wurde, so meinte ich jedesmal, es brächte Jemand das Geld."

Seufzend erwiederte Dora: „Die Wohlhabenden ahnen nicht, welchen Werth oft auch eine kleine Summe für den minder Wohlhabenden hat."

„Nein," — fügte Bernhard hinzu — „sonst würden sie diesen nie auf die Bezahlung warten lassen. In welche Verlegenheiten können Leute wie wir dadurch kommen, daß die Zahlung weniger Thaler an uns aus vergeßlicher Zerstreutheit verschoben wird! Freilich täuschen wir nothgedrungen auf gleiche Weise die Erwartung und Hoffnung armer Handwerker, und Nichts läßt mir meine Mittellosigkeit trauriger und bitterer erscheinen, als die Unmöglichkeit, den begründeten Ansprüchen solcher Leute immer zur frühsten Zeit und im vollsten Maße gerecht zu werden. — Ich hoffe, wenn meine schriftstellerischen Pläne einschlagen, es noch einmal dahin zu bringen, daß wir schlechterdings jede Leistung oder Waare sogleich bezahlen."

Nach einer Pause sagte Dora: „Wir werden unserem Arthur die versagte Weihnachtsfreude auf irgend eine Weise zu ersetzen suchen müssen; bei Mathildchen hat das keine Schwierigkeit, aber dem Knaben müssen wir wohl eine andere Freude verschaffen."

„Nein, liebe Dora, die Kinder sollen auch ein frohes Weihnachtsfest haben; noch sind mir nicht so sehr alle Hilfsmittel abgeschnitten, daß ich nicht dafür sorgen könnte, ich rechnete nur zu bestimmt auf das Geld für die Privatstunden.“ —

Am andern Vormittag begab sich Bernhard zu dem Gerbermeister Frei. Es war allerdings kein angenehmer Gang, aber Bernhard trug seine Bitte um ein kleines Darlehn offen und zuversichtlich vor, nicht verschweigend, daß er die Rückzahlung nicht sogar bald, sondern erst im Laufe des nächsten Jahres in Aussicht stellen könne. Der wackere Bürger verdoppelte die bescheidene verlangte Summe, was Bernhard, der das Geld unbesehen angenommen hatte, erst zu Hause merkte. Wenn es auch ein Leichtsinn der Armuth war, daß er zur froheren Weihnachtsfeier Geld lieh, so machte er sich doch keinen Vorwurf daraus, indem er zu sich selbst sagte: „Es wäre zu grausam, Kinder um die Weihnachtsfreude zu täuschen, und es wäre hart für Dora, wenn diese Freude nicht mehr bei uns einkehrte. Es ist mir immer sehr rührend vorgekommen, was Hebel von der armen Mutter sagt, die keine Weihnachtsgeschenke geben kann:

„Sie möcht' und hat's nicht, nimmt ihr Kind auf den Schooß
Und wärmt's am Busen, blickt es an und weint,
Der Engel regt auch dem Kindlein Thränen an.“

Und bekomm' ich nun einen Verleger für meine fertigen Sachen, so kann ich ja leicht das geliehene Geld wieder erstatten."

So wurden denn nun die nöthigen Dinge eingekauft, und Arthur brauchte nicht umsonst für Christkindchens Esel Heu vor die Thüre zu legen. Es war hier landesüblich, am Vorabend des Festes die Geschenke zu vertheilen, und die Korn'sche Familie schloß sich der Sitte an, obgleich Bernhard, den Erinnerungen seiner Kindheit treu, mit vielem Eifer dafür zu streiten pflegte, daß das Christkind erst in der Nacht, wo es geboren sei, die Geschenke habe mitbringen können, und solche also erst am nächsten Morgen ausgetheilt werden müßten.

Als das Studirzimmer in der Dämmerung zur Festfeier vorbereitet wurde, kam Jemand auf den Hausflur, und es ergab sich, daß es ein Knecht war, der ein „schönes Kompliment" vom Meister Frei und einen Korb voll Weinflaschen zum Gebrauch für die frohen Festtage überbrachte. Bernhard war gerührt über diese großmüthige Aufmerksamkeit, und Dora freute sich sehr darüber. Gleich darauf stellte sich ein Dienstmädchen ein und überreichte vom Kreisarzt Teuffer nebst den besten Wünschen für ein froh zu verlebendes Fest ein wissenschaftliches Werk, das sich Bernhard früher gewünscht hatte.

Dieser sagte frohbewegt: „Das Glück überschüttet uns heut Abend mit seinen Gaben, oder vielmehr gute Menschen thun es. Es war nur gut, daß ich hinlänglich bei Kasse war, um den Boten ein Trinkgeld zu geben, denn es hätte mich beschämt und gedemüthigt, wenn ich sie ohne eine kleine Gabe hätte entlassen müssen."

„Du wirst mich auslachen," — sagte Dora — „wenn mich die Sendung des Bürgers, obgleich sie ja nur etwas sehr Materielles enthält, fast mehr erfreut als diejenige des Arztes, die von geistiger und dauernder Beschaffenheit ist."

„Ich lache Dich so wenig aus, Dora, daß ich vielmehr ungefähr in demselben Falle bin. So aufrichtig ich dem großmüthigen Freunde für seine sinnige Gabe Dank weiß, so berührt mich doch das Geschenk des Meisters Frei fast noch wohlthuender; es liegt etwas so rein Menschliches und darum doppelt Schönes darin."

Jetzt kam Busse mit sehr gut gewählten und allerliebsten Spielsachen, die er den Geschenken der Kinder beizufügen bat. Er wollte sich sogleich wieder entfernen, aber das Ehepaar drang darauf, daß er bleibe, und so mußte er sich einstweilen in die Wohnstube zu den Kindern begeben.

„Der Busse ist ein sehr lieber Mensch!" sagte Dora mit recht mütterlicher Dankbarkeit.

„Er wird gewiß" — fügte Bernhard hinzu — „ein guter Gatte und Vater werden und hoffentlich dabei alles das Glück finden, das er verdient."

Da pochte es leise an die Stubenthüre, und als auf das „Herein!" Niemand eintrat, so ergriff Bernhard die mittlerweile angezündete Lampe und öffnete die Thüre.

Eine Stimme, die zugleich schüchtern und freundlich klang, fragte: „Darf ich hereinkommen?"

Bernhard erkannte sogleich Adams und rief: „Ei, das versteht sich, Du bringst mir ja das schönste Weihnachtsgeschenk, einen alten Freund!"

„Das Geschenk" — sagte Adams — „ist nicht weit her, denn es ist ein unartiger Freund, der sich aber mit dem Versprechen einführt, künftig artiger zu sein."

Er war hereingetreten und wurde auch von Dora freundlich empfangen; sie hatte schon oft das Zerwürfniß der beiden alten Freunde beklagt, freute sich daher innig über den versöhnenden Schritt des Malers.

„Ihr wollt den Kindern einen Christbaum anzünden?"

„Ja, und Du sollst und mußt dabei sein."

„Das kann schon geschehen, wenn Ihr auch von mir ein kleines Christgeschenk annehmen wollt."

Er ging wieder nach der Hausthür und brachte von dort ein Bild, welches er dort angelehnt hatte, in die Stube zurück.

Beide Ehegatten waren im höchsten Grade zugleich gerührt und erfreut, als sie ihre unvergeßliche Rosa erkannten, ebenso treu wiedergegeben als vortrefflich ausgeführt; das Kind stand vor einem an der Straße sitzenden Bettler, in dem reizenden Gesichtchen drückte sich das Mitleid mit dem armen Manne aus und zugleich die frohe Herzensgüte, womit sie die Hälfte ihrer Blumen dem Bettler hinreichte; in dem letzteren war Adams nicht zu verkennen. Die in Blumen schlummernde Rosa hatte der Maler, der wohl zarter Rücksichten fähig war, für sich behalten.

Nach einer Pause sagte der Maler: „Ich hab' mich ja darin nicht in Euch geirrt, daß ich durch meine Gabe Eure Festfreude nicht zu stören fürchten muß?"

„Nein, Adams," — rief Bernhard — „darin hast Du nicht geirrt, Du hättest unsere Festfreude auf keine andere Weise so sehr erhöhen und veredeln können — tausend Mal Dank Dir für dieses herrliche Geschenk!"

Mit Thränen schöner Rührung in den Augen sagte Dora: „Wie könnte der Anblick unseres geschiedenen Engels etwas Anderes als die höchste Freude bei uns hervorbringen? Sie machen mir den heutigen Tag im schönsten Sinne zu einem Feste durch dieses Bild, lieber Herr Adams."

„Nun, so lassen Sie sich weiter nicht stören, ich will

zu den Kindern gehen und ihre Ungeduld durch allerlei Geschichtchen oder Schnurren hinzuhalten suchen."

„Du findest dort schon Freund Busse."

„Desto besser. Er war auch unzufrieden mit mir, und er wird mich wohl wieder zu Gnaden aufnehmen, wenn er hört, daß ich nicht mehr aus der heiligen Familie verbannt bin."

— — Und der heilige Abend verlief gar schön! So weit auch die Phantasieen Arthur's sich verstiegen haben mochten, und so tief eigentlich die Geschenke unter denselben standen, so sehr bildete er sich doch ein, seine kühnsten Erwartungen übertroffen zu sehen — von Mathilde zu schweigen, die vor Verwunderung nicht zur Freude und vor Freude nicht zur Verwunderung kommen konnte, bis sie sich darein vertiefte, aus dem Sande, den Christkindchen wirklich mitgebracht hatte, Kuchen in den verschiedenartigen Töpfchen zu formen. Die Eltern, die sich gegenseitig durch einige kleine Gaben überraschten, verklärten sich an der Freude der Kinder, und für Dora war es ein unendlich erhebendes Gefühl, ihren Gatten so recht von Herzen froh zu sehen. Die beiden Freunde nahmen redlich Theil an der allgemeinen Aufregung.

Adams flüsterte Busse zu: „Im Grund ist's eigentlich ein Nichts, aber beim Lichte dieses brennenden Baumes besehen ist die Sache doch recht niedlich."

Busse erwiederte: „Ich werde nie an meinem Herzen verzweifeln, so lang' ich eine solche Kinderfreude verstehe und theilen kann; die schönste Poesie unseres eigenen Lebens lebt noch einmal wieder vor uns auf."

„Wenn man eine solche wirklich erlebt hat!" murmelte Adams in sich selbst hinein, indem er an das Zigeunerfeuer dachte, das seine Kindheitstage beleuchtet hatte. Aber er stürzte sich dann kopfüber in den Kinderjubel, machte mit Arthur einen höllischen Lärm vermittelst der köstlichen Holzinstrumente, ließ den Kuchen, den Mathilde buk, unter dem Zeichen hohen Wohlgeschmacks verschwinden — kurz er war ein rechtes Kind.

Als diese Freudenfeuer niedergebrannt und die von Freuden übersättigten Kinder zu Bett gebracht waren, saß der verringerte Kreis gemüthlich bei einem kalten Abendbrod und dem guten Weine, den Bernhard gern von dem heutigen Geschenk spendete.

Dora sagte: „Wie hübsch läßt sich daran denken, daß an diesem glücklichen Abend so viele Tausende von Menschen froh und zufrieden sind. Familienfeste sind wohl schön, aber das Weihnachtsfest hat das voraus, daß es so allgemein ist und jedem Frohen das Bewußtsein giebt, daß unzählige Andere zugleich froh sind."

„Es müssen nur" — sagte Adams — „verständige

Leute das Fest feiern und verständige Hände die Vorbereitungen treffen."

„Wie könnte man das Fest unverständig feiern?" rief Busse.

„O, die steife Großthuerei kann eine so lederne Haupt- und Staatsaction daraus machen, daß man davon laufen möchte! Und dann: wie sehr verhunzt die Geschmacklosigkeit den Eindruck des Ganzen!"

„Wie so?"

„Man betrachte nur die Christbäume in den meisten und besonders in den vornehmen Häusern. Entweder sind sie nur ganz flüchtig behandelt und armselig ausgestattet, weil man mit kostbaren Stoffen und Kleidungsstücken, mit Gold und Edelgestein die Sache gut zu machen denkt und den Baum nur für eine Nebensache hält, weil sich Niemand Mühe zu geben Lust hat, die man also nur der üblichen Form wegen gewissermaßen mehr andeutet als ausführt, oder sie sind mit Zuckerwerk, Flittern und Kuchen höchst geschmacklos überladen, so daß sie aussehen wie Barbiersfrauen, die sich mit vornehmem Putz besteckt haben."

„Unserem Baum werden Sie doch solche Vorwürfe nicht machen?" fragte Dora.

„Im Gegentheil; er liefert einen glänzenden Beweis von künstlerischem Geschmack, der Ihnen alle

Ehre macht. Ich habe selten einen so richtig behandelten Christbaum gesehen."

„Ich muß" — sagte Dora lächelnd — „leider die Ehre von mir weisen, denn sie gebührt ganz allein meinem Manne."

Bernhard sagte: „Es ist die einfachste Weise von der Welt, und man kann mit jedem Vorrath von Sachen, sei er der reichste oder bescheidenste, einen Christbaum hübsch einrichten. Ich vertheile nur die schwersten und farblosesten Sachen an die stärksten Zweige nach dem Hauptstamme zu, dann werden die leichteren und farbigeren mehr in die Mitte der Zweige untergebracht, und endlich kommen die leichtesten und farbenreichsten ganz vorn an die schwächsten Zweige und Spitzen."

Beifällig sagte Adams: „Da steckt's eben, es muß ein ästhetisches System d'rin sein, und ein solches System wirkt auch mit geringen Mitteln wohlthuend oder gar überraschend."

„Ich muß mir" — sagte Busse — „das nächste Mal förmlichen Unterricht von Ihnen in dieser Kunst ertheilen lassen."

„Thun Sie das," — pflichtete Adams bei — „es wird Ihrer künftigen lieben Familie zu Gute kommen. Aber ich habe heut' Nachmittags hier und da unter

verschiedenen Vorwänden in manchen Häusern der Zippelstedter Honoratioren gleichsam hinter die Coulissen des vorbereiteten Festspiels geblickt, und ich muß gestehen, es ist mir nie eine größere Barbarei in dieser Hinsicht zu Gesicht gekommen. Ueberhaupt konnte ich bezüglich des Weihnachtsfestes merkwürdige Beobachtungen und Erfahrungen sammeln. Der Zippelstedter — —" Hier unterbrach er sich plötzlich, schlug sich auf den Mund und sagte: „Ja so, in diesen heiligen Räumen kennt man die Schwäche nicht, nämlich der Zippelstedter, und es darf hier aus ihrer Naturgeschichte kein Abschnitt vorgetragen werden, wie harmlos er auch immer sei."

Bernhard erwiederte: „Wenigstens nicht am heutigen Abend! Ueberhaupt kann ich nicht anders als bei der Ansicht beharren, daß eine so hartnäckig fortgesetzte Spötterei über die Bewohner eines Ortes niemals harmlos bleiben könne, abgesehen davon, daß eine solche Satyre auf jede kleinere Stadt anzuwenden wäre; die Zippelstedter sind nicht schlimmer wie andere — —"

„Krähwinkler!" schaltete Adams ein.

„— — wie andere Kleinstädter, sie tragen einige Schwächen offen zur Schau, während ihre guten Seiten näher erkannt sein wollen, um gewürdigt zu werden; umgekehrt wenden die Großstädter die guten Seiten mehr heraus, und die nicht guten wissen sich vor

der oberflächlichen Beobachtung zu verbergen, sind aber desto schlimmer. Ich weiß so viel Gutes und Liebes von den Zippelstedtern zu sagen, daß es mir jedesmal weh thut, wenn sie gescholten oder lächerlich gemacht werden."

Adams bezwang den spöttischen Ausdruck seines Gesichtes, indem er langsam sein Glas austrank.

Busse ergriff das Wort: „Ich möchte Ihnen doch nicht unbedingt beistimmen, denn ich finde das hiesige Publikum in einiger Beziehung auffallend, in einiger unbequem, und zwar in höherem Grade, als es mir bisher anderswo vorgekommen ist."

„Junge strebsame Männer" — sagte Bernhard — „werden von den Ecken und Spitzen des Publikums immer unsanft berührt, aber das ist eine Eigenschaft des Lebens und nicht eines besonderen Ortes, natürlich empfinden sie es aber zunächst nur an dem Orte, wie sie zuerst in einen Wirkungskreis treten. Man wird selten finden, daß junge Leute — seien es nun Gelehrte oder Industrielle — mit ihrem Wohnorte zufrieden sind, sie haben immer ein schärferes Auge für die Schwächen als für die Vorzüge ihres Aufenthaltes."

Adams sagte: „Und da meinst Du, was mich betrifft, ich hätte diese — Jünglingsschuhe noch nicht ausgetreten und unterliege deshalb meiner Dir so mißlichen Beurtheilung der Zippelstedter."

Mit freundlicher Gutmüthigkeit entgegnete Bernhard: „Jene Unzufriedenheit und Tadelsucht entspringt vielleicht aus einer ganz achtbaren Quelle, nämlich aus einer gewissen Idealität, vermöge deren die Jugend etwas zu hohe Ansprüche an ihre Umgebungen macht. Da nun ein Künstler, wie Du, fortwährend in dieser Idealität beharrt, so ist nicht zu verwundern, daß Dir die Tadelsucht auch länger beiwohnt."

Säuerlich-süß lächelnd sagte Adams: „Wir wollen das dahin gestellt sein lassen. Was meint denn aber eigentlich unsere holde Hausfrau und liebe Wirthin von der Sache? Findet sie auch die Zippelstedter so, wie sie sind, vollkommen gut, oder wenigstens so gut wie möglich?"

Dora war eigentlich nicht so duldsam gegen ihre Mitbürger, wie Bernhard, aber sie sagte: „Ich lebe zu abgeschieden, um mir ein Urtheil zu erlauben. Aber lassen wir jetzt die Zippelstedter. Ich schlage vor, daß wir uns lieber in das Reich der Harmonie begeben. Wenn Sie es hören wollen, so sing' ich Ihnen ein Lied vor; Herr Busse hat wohl die Güte, mich zu begleiten."

Es geschah so, und da hiermit das häkelige Thema abgebrochen war, so kam man nicht wieder darauf zurück und blieb noch lange zusammen in Einigkeit und Freude.

## 2. Ein anderes Weihnachtsfest.

Da es im Schwanhöfer'schen Hause an Kindern fehlte, so war an einen Weihnachtsbaum und an die sich daran knüpfende Festfreude nicht zu denken, dafür spielten jedoch kostbare Geschenke eine desto wichtigere Rolle. Uebrigens war der alte Schwanhöfer den ganzen Tag über in schlechter Stimmung, ja er glaubte sogar die sichere Vorausahnung zu haben, daß ihm heute noch etwas besonders Unangenehmes widerfahren würde, das rührte aber nur davon her, daß sich einige Aussichten in den mit seinem Sohn betriebenen kaufmännischen Unternehmungen getrübt hatten. Nichtsdestoweniger wurde eine höchst werthvolle Gabe in Bereitschaft gehalten, die dem jungen Paar am Abend überreicht werden sollte, und nicht minder kostbare Geschenke wurden von ihm und der Schwiegertochter gemeinschaftlich an die beiden Hausfreunde, Kiesewetter und Crusius, im Laufe des Nachmittags abgesandt, begleitet von zwei Begleitschreiben der Frau Adelheid. Es lief hierauf in früher Abendstunde eine schriftliche Antwort des Direktors Crusius ein, mit welcher sich Adelheid auf ihr Zimmer begab.

Unmittelbar darauf trat der junge Schwanhöfer in' Haus, mit geheimnißvoller Wichtigkeit ein Schäch-

telchen verbergend; er stieß auf das Kammermädchen und fragte flüsternd: „Bertha, wo ist meine Frau?"

„Sie ist so eben auf ihr Zimmer gegangen."

„Das thut mir leid. Ich habe hier ein Geschenk für sie, das ich gern heimlich auf ihr Zimmer brächte und unter ihre Sachen legte, um sie recht zu überraschen."

Mit verschmitztem Lächeln sagte Bertha: „O, das läßt sich schon machen, Herr Schwanhöfer. Ich weiß schon einen Vorwand, unter welchem ich Ihre Frau herunterrufe, und ich will sie dann schon einige Zeit festhalten; Sie halten sich in der Nähe des Zimmers in Bereitschaft, schlüpfen schnell hinein und ziehen sich, wenn Sie Ihre Absicht erreicht haben, leise wieder zurück."

„Das ist ein guter Gedanke, Bertha, so wollen wir's machen." —

Adelheid saß bequem in einem Sessel neben ihrem Arbeitstisch, auf dem eine Lampe brannte, und hielt einen offenen Brief in der Hand, den sie zwar ohne Zweifel schon zur Genüge gelesen hatte, über den sie aber noch gedankenvoll nachzusinnen schien; diese Gedanken mochten übrigens nicht unerfreulich sein, denn aus ihren Gesichtszügen sprach eine gewisse Befriedigung. Da näherten sich draußen auf dem Gange rasche Schritte, Adelheid warf schnell den Brief in ein

offenes Arbeitskästchen, klappte dessen Deckel zu und hatte noch Zeit, zu einer daneben liegenden Arbeit zu greifen, bevor Bertha in das Zimmer trat.

„Was willst Du?" fragte die Herrin barsch.

„Ich wollte Sie bitten, doch einen Augenblick in die Küche zu kommen und die Köchin anzuweisen, daß sie mir die Eisen zum Plätten gleich heiß macht, sonst werden die Kragen für die Festtage nicht fertig; die unangenehme Person scheint keine Lust zu haben, Ihre Befehle auszuführen, wenn Sie nicht ein ernstes Wort dazu sprechen."

Der Fall war dringend und um so aufregender, als die Köchin — freilich durch die geschickte Zwischenträgerei des ihr verfeindeten Kammermädchens dahin gebracht — in einen halben Kriegszustand mit ihrer Herrschaft gerathen war. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, erhob sich Adelheid und folgte der Dienerin, und kaum waren ihre Schritte verhallt, so schlich sich der harrende Schwanhöfer in das Zimmer.

„Wenn die Schachtel mit dem Geschmeide in das Arbeitskästchen geht," — sagte er zu sich selbst — „so stell' ich sie da hinein; meine Frau wird sie sogleich finden und nicht wenig überrascht werden. Vielleicht bekommen wir dann einmal wieder ein freundlicheres Gesicht zu sehen, als wir die letzte Zeit erlebt haben."

Er öffnete den Kasten, und sein erster Blick mußte

natürlich auf den offenen Brief fallen, und zwar bot sich zufällig die Namensunterschrift zunächst den Augen dar.

Er sprach weiter für sich: „Ein Brief von Crusius? Ohne Zweifel ein Dankschreiben für das freilich nur zu reiche Geschenk. Was schreibt er wohl?"

Der Brief, den Schwanhöfer mit immer steigender Hast überflog, lautete folgendermaßen: „Angebetete „Frau! Mehr noch als Ihr kostbares Geschenk haben „mich Ihre dasselbe begleitenden Zeilen entzückt, in „denen sich so ganz Ihr schöner Geist ausspricht und „— was für mich vom höchsten Werthe ist — Ihre „gütige Gesinnung gegen mich — — ich darf sie ja „wohl, ohne mir zu viel anzumaßen, eine liebevolle „nennen! Wenn das Schicksal uns darin ungünstig „gewesen ist, daß es uns in unseren äußerlichen Ver„hältnissen von einander entfernte, so hat es dadurch „sein Unrecht wieder gut gemacht, daß es uns dennoch „zusammenführte und uns finden ließ nach den wahren „Bedürfnissen und gerechten Ansprüchen unserer Herzen. „Wie glücklich macht mich dieses Einverständniß, das „an Süßigkeit nur gewinnt durch das Geheimniß, „welches die Verhältnisse nöthig machen! — Ich habe „auch für Sie ein Gegengeschenk bereit, zwar nur einen „Ring, aber als Symbol unserer Einigung Ihnen „gewiß lieb und bedeutsam; natürlich mochte ich ihn „diesen Zeilen nicht beilegen, aber in der ersten ver-

„trauten Stunde — wohl morgen schon zur bewußten „Zeit? — stecke ich ihn selbst an Ihren Finger. Ver„nichten Sie, wie verabredet, sogleich diesen Brief, „denn obwohl man von einer gewissen Seite eben nicht „scharfsichtig ist, so ist man doch auch nicht ganz blind. „Mit eben so aufrichtiger als sehnsüchtiger Liebe bin „ich Ihr Leopold Crusius.“ —

Mit wahrem Entsetzen floh der unglückliche Mann aus dem Zimmer, den Brief sowie das beabsichtigte Geschenk mitnehmend.

Der Aufenthalt in der Küche hatte sich in die Länge gezogen, da die Köchin energisch sich gegen alle Vorwürfe Bertha's verwahrte, und so kam Adelheid etwas später, als sie gedacht hatte, auf ihr Zimmer zurück. Nichts ahnend, schritt sie auf ihren Tisch zu — aber wer beschreibt ihren tödtlichen Schreck, als sie gewahrte, daß der Kasten offen stand und der Brief fehlte! Sie brach besinnungslos zusammen. —

Der alte Schwanhöfer hatte auf seinem Zimmer die schweren silbernen Geräthe, womit er seiner Schwiegertochter ein zufriedenes Lächeln ablocken wollte, ausgepackt und auf dem Tische aufgestellt; er betrachtete dieselben eben wohlgefällig, als sein Sohn in's Zimmer stürmte. In dem hofmeisternden Tone, den man sich gegen diesen im Hause angewöhnt hatte, rief der Alte: „Was ist das für eine Manier, so in's Haus zu

fallen, zumal zu Weihnachten? Zur Strafe für dieses Benehmen würde ich diese schönen Geschenke wieder einpacken, wenn's nicht um Deiner braven Frau willen wäre."

„Meine brave Frau? Hängen Sie der braven Frau dieses Silbergeschirr an den Hals und versenken Sie sie im Mühlenteiche, wo er am tiefsten ist!"

„Was sind das für verruchte Reden! Du hast wohl zu viel getrunken?"

„Ja, Gift und Galle hab' ich getrunken! Hier, lesen Sie doch einmal diesen Brief des Heuchlers Crusius an meine brave Frau."

Er warf den Brief auf den Tisch, dann ging er zum Sopha, ließ sich in dessen Ecke nieder und verhüllte sein Haupt; ein unterdrücktes Schluchzen war das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab.

Der alte Schwanhöfer setzte seine Brille auf und las den verhängnißvollen Brief. So sehr er gewonnen war durch die berechneten Schmeicheleien seiner Schwiegertochter, so konnte er sich doch unmöglich verblenden gegen die Bedeutung und Tragweite dieses Schreibens — wenn es echt war. An diesen schwachen Halm klammerte sich noch seine Hoffnung, und er sagte: „Ich kann mir nicht denken, daß Crusius diesen Brief wirklich geschrieben hat; es ist am Ende ein höllischer Streich von dem infamen Maler und seinem Gelichter."

Der Sohn erhob den Kopf und sagte: „Es ist unverkennbar seine Handschrift, und ich habe ja den Brief aus Adelheid's Arbeitskästchen genommen. Wir werden doch nicht ganz blind sein wollen, wenn es uns auch sehr an Scharfsinn gefehlt hat."

Die Wahrheit des Sachverhältnisses leuchtete ebenso ein, wie die letzte Anspielung auf Worte des Briefes den Stolz des alten hochmüthigen Mannes aufstachelte. „Was ist nun zu thun?" fragte er in rathlosem Zorn.

Der Sohn antwortete nicht, sondern schmiegte sich wieder verhüllt in die Ecke des Sophas.

Nach kurzem Besinnen verließ der Alte das Zimmer, um durch einen Diener den ganz in der Nähe wohnenden Ober-Pfarrer Kiesewetter in einer „höchst dringlichen Angelegenheit" sofort zu entbieten, dann nahm er seinen Platz in dem Stuhle, der jetzt mit vollstem Rechte ein Sorgenstuhl genannt werden konnte, wieder ein und versank in ein dumpfes Hinbrüten. Da auch der Sohn sich nicht regte, so herrschte vollkommene Stille im Zimmer.

Es dauerte nicht lange, so ließ der ausgesandte Diener den Geistlichen eintreten. Kiesewetter, welcher den jungen Schwanhöfer gar nicht bemerkte, sagte mit sauersüßem Lächeln: „Es scheint, Sie haben mich an einem häuslichen Feste wollen Theil nehmen lassen, ich bedauere nur, daß meine Zeit, wie Sie sich selbst wohl

sagen können, allzu sehr in Anspruch genommen ist. Diese prachtvollen Geschenke sind ohne Zweifel für Ihre vortreffliche Frau Tochter bestimmt?"

„Und dieser saubere Brief auch!" sagte der Alte brummig, indem er dem Geistlichen das Schreiben hinhielt, ohne sich von seinem Sitz zu erheben.

Der Geistliche, den dies Benehmen betreten machte, trat an den Tisch heran und las den Brief, indem sich ein tiefes Erschrecken auf seinen Zügen malte. Nach einer kurzen Pause des Nachsinnens fragte er: „Weiß Ihr Herr Sohn um diese Sache? Vor allen Dingen muß sie ihm verschwiegen bleiben!"

„Er hat selbst den Brief im Arbeitskästchen seiner Frau gefunden."

„Hm, hm! Ueberlassen Sie mir vorerst dieses unglückliche Papier, damit ich Rücksprache mit den betreffenden Personen nehme. Irgend ein arges Mißverständniß, das sich ohne Zweifel aufklären läßt — —"

Aber der junge Schwanhöfer sprang auf und riß dem überraschten Geistlichen das Papier aus der Hand mit den Worten: „Dieser Brief gehört mir! Meinen Sie, ich wollte mir ihn aus der Hand spielen lassen?"

„Ach, entschuldigen Sie, Herr Schwanhöfer, ich hatte Ihre Anwesenheit nicht bemerkt — — Sie werden meine Ansicht theilen, daß nur ein unseliges

Mißverständniß — — ein unpassend angebrachter Scherz — —"

„Davon kann keine Rede sein! Sprechen Sie nicht so verlorene Worte in den Wind."

„Was denken Sie denn zu thun, Herr Schwanhöfer?"

„Was sonst, als die Person aus dem Hause zu jagen? Dann werd' ich mich von ihr scheiden lassen, und sie mag den Herrn Crusius heirathen — oder meinetwegen den Teufel!"

„Freveln Sie nicht in so unverantwortlicher Weise, Herr Schwanhöfer. Soweit ich die Ansichten des Herrn Crusius kenne, würde er ja übrigens niemals in die eheliche Verbindung mit einer Geschiedenen willigen."

Mit bitterem Hohn rief Schwanhöfer: „Das erlaubt ihm sein Gewissen nicht, nicht wahr? Aber sein Gewissen erlaubt ihm, die heiligen Bande einer bestehenden Ehe zu brechen — das ist freilich lange nicht so schlimm!"

Sich zu einem strafenden Amtston zusammennehmend, sagte Kiesewetter: „Sie haben kein Recht, Herr Schwanhöfer, das Aeußerste anzunehmen, so lange die Betheiligten sich nicht zu einer wirklichen Schuld bekannt haben. Die Vertraulichkeit gemeinschaftlicher

Andachtsübungen mag wohl, zumal da ich nicht immer anwesend sein konnte und Sie selbst sich oft denselben entzogen, zu einigen Ueberschreitungen geführt haben, die jedoch — —"

Aber im höchsten Zorn unterbrach ihn Schwanhöfer: „Herr, wollen Sie meiner noch spotten? Hierüber habe ich als Ehemann wohl das erste Urtheil, dann aber wird das Gericht und die öffentliche Meinung diesem Schreiben schon die richtige Deutung beilegen und sich nicht durch trügerische Winkelzüge irre machen lassen."

Mit geschmeidigem Tone erwiederte Kiesewetter: „Sie sind gar zu aufgeregt. Ich kann und will gewiß diese Aufregung nicht tadeln, denn sie läßt sich aus der menschlichen Natur erklären, aber sie ist für den Augenblick zu groß, um mit Ihnen zu verhandeln. Ich wende mich lieber zu Ihnen, Herr Stadtrath, indem ich Sie kaum aufmerksam darauf zu machen brauche, welch' ein öffentlicher Skandal entstehen würde, wenn diese Angelegenheit bekannt würde, wie sogar die junge mühsame Saat tiefsinniger Religiosität, die wir kaum an diesem Orte zu Stande gebracht haben, gestört, ja vielleicht für immer ausgerottet wird."

Der alte Schwanhöfer schien für diesen Grund nicht sonderlich zugänglich, denn er sagte mürrisch:

„Die Geschichte ist zu schlimm, mein Sohn kann sie so nicht hinnehmen.“

„Sie werden aber bedenken, wie schmerzlich, ja wie unerträglich es ist, wenn eine Familie, die bisher der höchsten Achtung genoß, die sogar den unbestritten ersten Platz in dieser Stadt einnimmt, den Lästerzungen preisgegeben wird.“

Dies schien Eindruck auf den ehrgeizigen Stadtrath zu machen, denn er ließ die dicke Oberlippe hängen, ohne ein Wort zu erwiedern.

Aber der Sohn sprach mit Entschiedenheit: „Natürlich ist das unangenehm, aber es kommt nicht in Betracht gegen die Hauptsache, die ganz etwas Anderes ist als blos unangenehm. Die Schmach trifft ja meinen Vater und mich nicht, sondern das ehebrecherische Paar, alle rechtschaffenen Leute werden Partei für uns nehmen, und wenn einige Wenige unser Unglück mit Schadenfreude betrachten oder besprechen, so verdient das doch nicht die geringste Berücksichtigung.“

Sich abermals an den Vater wendend, fuhr Kiesewetter fort: „Endlich kommt noch ein erheblicher Umstand in Betracht. Ihre Frau Schwiegertochter hat, so viel ich weiß, sehr bedeutende Kapitalien in den industriellen Unternehmungen Ihrer Firma stecken. Es versteht sich von selbst, daß im Fall einer Scheidung diese

Gelder zurückbezahlt werden müssen, und ich überlasse es Ihrem eigenen Ermessen, welchen Eindruck das auf Ihr Geschäft haben wird."

Dieser Grund schlug bedeutend durch. Der alte Schwanhöfer zog die Unterlippe aufwärts und preßte sie an die Oberlippe, als wollte er Etwas festhalten, seine Augen erhielten lebendigen Ausdruck und rollten ängstlich von Kiesewetter auf seinen Sohn und wieder auf Jenen zurück.

Der Geistliche bemerkte sehr wohl den erlangten Vortheil und fuhr mit sanfter Stimme fort: „Wie gesagt, ich erlaube mir in dieser Hinsicht kein Urtheil, sondern Sie selbst wissen am besten, ob eine solche Eventualität Ihrem Geschäfte Schaden bringen könnte."

„Das Geschäft würde zu Grunde gehen!" stöhnte der Alte mühsam.

Der Sohn ließ sich wieder auf das Sopha fallen und bedeckte die Augen mit der Hand.

Kiesewetter sprach eiuschmeichelnd weiter: „So wäre doch wohl ein anderweitiges Arrangement vorzuziehen, welches die Sache nicht zum Aeußersten kommen läßt, und welches sie als ein Familiengeheimniß auf die Mitwissenschaft der wenigen betheiligten Personen und auf die verschwiegenen Räume dieses Hauses beschränkt."

Mit ungewohnter Sanftmuth sagte der alte

Schwanhöfer: „Mein Sohn, was meinst Du? Das Geschäft darf doch unmöglich darüber zu Grunde gehen.“

Der junge Schwanhöfer kämpfte einen schweren Seelenkampf. Er hatte das ihm widerfahrene Unrecht tief empfunden, er war fest entschlossen gewesen, demselben mannhaft entgegen zu treten — — aber das Geschäft!!! Diesem goldenen Götzen, den so Viele anbeten, konnte man wohl jedes Opfer bringen, aber ihn selbst durfte man keiner anderen Rücksicht opfern. Das Geschäft trug den Sieg in dem Herzen des Industriellen davon!

Er erhob sich langsam, er war wie verändert in seinem ganzen Wesen, er sagte kalt und langsam: „Ich gestehe diesem Grunde des Herrn Ober-Pfarrers seine Berechtigung zu, ich will mir dem Geschäfte zu Liebe ein Arrangement, wie es der Herr Ober-Pfarrer nennt, gefallen lassen, aber ich schreibe natürlich die Bedingungen vor.“

„Wie lauten diese Bedingüngen?“ fragte Kiesewetter eifrig.

„Frau Adelheid Schwanhöfer erklärt sich in unserer, der hier Anwesenden, Gegenwart eines sträflichen Einverständnisses mit Herrn Crusius schuldig und gelobt an Eidesstatt, mit diesem Herrn Crusius nie wieder den geringsten Verkehr, welchen Namen er auch habe,

anknüpfen zu wollen. Die Erklärung und das Versprechen bringe ich in Form eines Protokolls zu Papier, und dies Protokoll wird von ihr selbst sowie uns Anderen unterschrieben, damit ich es nebst diesem Briefe in Händen behalte. Die Form unseres ferneren häuslichen Zusammenlebens werde ich nach meinem Ermessen regeln."

Bedenklich sagte Kiesewetter: „Das sind harte Bedingungen, und ich möchte bezweifeln, daß die Dame sich einverstanden erklärt."

Mit derselben eisigen Kälte wie früher entgegnete Schwanhöfer: „Wenn Sie es vorzieht, des Ehebruchs angeklagt vor Gericht und als überführte Ehebrecherin vor dem Publikum zu stehen, so mag sie das wählen. Sie, Herr Ober-Pfarrer, werden schon von selbst das „Arrangement" unterstützen, theils um Ihren Freund nicht schimpflich aus seinem Posten entlassen zu sehen, theils um das Publikum nicht erkennen zu lassen, was Alles bei den „Andachtsübungen" herauskommen kann."

Kiesewetter biß sich auf die Lippe und warf einen giftigen Blick auf den Redner, dann sprach er sanft: „Haben Sie sonst noch eine Bedingung?"

„Ja, noch eine, die ich jedoch als eine Nebensache erst aussprechen werde, wenn jene schriftliche Erklärung aufgesetzt ist. Wollen Sie sich jetzt nicht auf das Zimmer der Frau Schwanhöfer begeben und deren Ent-

schließung einholen? Wir warten hier auf Ihre Wiederkehr."

Während der Abwesenheit des Geistlichen sprachen Vater und Sohn nicht mit einander. Indem der Letztere festen Schrittes auf- und abging, erboßte sich der Erstere, nachdem einmal die Furcht wegen des Geschäftes beseitigt war, immer mehr gegen die Schwiegertochter, die seinem eigenen Sohn und dadurch gleichsam ihm selbst solche Unehre angethan, und dabei wuchs ein gewisser Respekt vor dem Sohne, den er zum ersten Male als rechten Mann hatte auftreten sehen, und dem gegenüber sogar der Ober-Pfarrer eine einigermaßen klägliche Rolle gespielt hatte.

Nach ziemlich langer Zeit kehrte der Vermittler zurück und brachte gleich die junge Frau mit, die ihre verweinten Augen nicht aufzuschlagen wagte. Die Erklärung und das Versprechen wurden in der verlangten Weise gegeben.

„Sie sprachen noch von einer Nebenbedingung?" fragte Kiesewetter.

„Die können wir unter uns abmachen, wenn sich Adelheid auf ihr Zimmer zurückgezogen hat."

Sie entfernte sich gern auf diese Andeutung hin.

„Meine letzte Bedingung" — sagte nun Schwanhöfer — „besteht darin, daß Sie, Herr Ober-Pfarrer, unser Haus nicht wieder betreten."

Dies Verbot traf den Geistlichen wohl nicht ganz unvorbereitet, denn er hatte bereits gefühlt, daß wenigstens vorerst seine Rolle in diesem Hause ausgespielt sei, aber die Art, wie es ausgesprochen wurde, beleidigte ihn sehr, und er sagte entrüstet: „Eine solche Kränkung ist eben so seltsam als unstatthaft. Kraft meines Amtes als Geistlicher habe ich das Recht und die Pflicht — —"

Rauh unterbrach ihn Schwanhöfer: „An unserer Kirche stehen zum Glück zwei Geistliche; wir werden uns hinsichtlich unserer religiösen Bedürfnisse an Herrn Pfarrer Schmalz halten."

„Und es ist" — fuhr Kiesewetter fort — „zugleich höchst undankbar, in einem Augenblick, wo ich eben den inneren Frieden Ihres Hauses wieder hergestellt habe, so schnöde gegen mich aufzutreten."

„Wer sonst hat den inneren Frieden dieses Hauses gestört, als Sie und Ihr scheinheiliger Freund?"

Kiesewetter warf sich in seinen heuchlerischen Ton und sagte mit frommem Aufblick: „Ich werde beten, daß Ihnen diese schwere Sünde nicht zeitlich und ewiglich zu Ihrem Verderben ausschlage. Sie aber, Herr Stadtrath, der Sie doch der eigentliche Hausherr sind, stimmen Sie mit diesem gottlosen Auftreten Ihres Sohnes überein? Haben Sie ihn zu einer so sündhaften Erklärung ermächtigt?"

Der alte Schwanhöfer war über die letzte unerwartete Wendung der Sache sehr bestürzt geworden, er antwortete jetzt verwirrt: „Ich — ich — hab' kein Wort hierüber mit ihm gesprochen."

Der Sohn wandte sich zu ihm und sprach mit Nachdruck: „Sie werden mir aber beipflichten, mein Vater, wenn Sie sich vergegenwärtigen, wie theuer uns die Verbindung mit diesen sogenannten frommen Männern zu stehen gekommen ist. Sie genossen eines allgemeinen Ansehens in der Stadt; dadurch, daß diese Männer Sie unter ihren Einfluß brachten, haben Sie alles Ansehen bei der Bürgerschaft verloren, und Sie wissen so gut wie ich, daß Sie alle Ihre Ehrenämter verlieren werden. Auch ich hätte ein angesehener Mann unter meinen Mitbürgern werden können, aber auch mich sieht man als ein Werkzeug dieser herrschsüchtigen Leute mit scheelen Blicken an. Wie mein häusliches Glück für immer zerrüttet worden ist, wissen wir zu gut. Wollen Sie aber dennoch diesen Herrn ferner im Hause dulden, so kann ich das nicht hindern, werde dann aber in eine andere Wohnung ziehen."

Der Vater stotterte: „Mein Sohn hat leider Recht. Ich muß Sie bitten, Herr Ober-Pfarrer, dies Haus nicht wieder zu besuchen, bis — bis — wir Sie rufen lassen."

In stummem Zorn entfernte sich Kiesewetter.

### 3. Das Betreten der Schriftsteller-Laufbahn.

Wie Bernhard seine ersten Versuche machte, als Schriftsteller aufzutreten, ging es ihm damit, wie es mit der Tugend zu gehen pflegt, denn der Pfad der Schrifstellerei war „Anfangs steil, ließ Nichts als Mühe blicken." Er hatte einige kürzere Novellen ausgearbeitet und einen Roman, der einen mäßigen Band füllen konnte. Sein Operations-Plan bestand darin, daß er die Novellen in verschiedene verbreitete Zeitschriften wollte aufnehmen lassen, um seinem Namen einige Bekanntschaft zu verschaffen, und daß er sich dann einen tüchtigen Verleger für seinen Roman suchte; war die Bahn einmal gebrochen, so ließ sich rüstig darauf fortschreiten.

Er begann also damit, seine Novellen an die Redaktionen der gelesensten Zeitschriften zu versenden. Das Porto war freilich eine empfindliche Ausgabe, aber er sagte zu Dora, die ihm die Packete zum Absenden zurecht machen mußte: „Der Abdruck einer einzigen Novelle bringt das zwanzigfach wieder heraus, denn ich habe mir sagen lassen, solche kleineren Sachen würden sehr gut bezahlt, verhältnißmäßig viel höher als größere selbstständige Werke."

Mit frohem Lächeln erwiederte Dora, indem sie ein Siegel aufdrückte: „Nachdem ich gleichsam die letzte

Hand an Deine Arbeiten gelegt habe, lassen wir sie mit den besten Wünschen und Hoffnungen in die Welt hinaus fliegen."

Adams, der in das Geheimniß gezogen war und als Zuschauer dabei stand, sagte: „Die Redakteure müßten ja wahre Hunde sein, wenn sie die Sachen nicht mit Freuden annehmen wollten!" — Er zeigte sich hierin seinem gewöhnlichen Pessimismus ganz untreu, aber er besaß wirklich eine große Meinung von der Begabtheit Bernhard's für dichterische Produktionen, und wenn er daran dachte, wie leicht ihm früher der Absatz seiner Bilder, als er solche noch malte, geworden war, so sah er den Absatz dieser poetischen Erzeugnisse für wenigstens ebenso gesichert an. Er setzte hinzu: „Es war immer meine Meinung, daß Du Deine jämmerliche Schulstelle ganz aufgeben, Dich in einer großen Stadt niederlassen und ganz der Schriftstellerei widmen solltest. Es kommt nun am Ende doch dazu. Daß ich mit in die große Stadt ziehe, versteht sich von selbst; ich male dann wieder Bilder, eigene Kompositionen, wir führen ein köstliches Leben und schlagen den Zippelstedtern, die uns gar nicht nach Verdienst gewürdigt haben, ein Schnippchen."

„Nur nicht gleich zu hoch hinaus!" warnte Dora.

Bernhard sagte: „Ich theile weder die überspannten Hoffnungen unseres Freundes, noch hätte ich Lust,

auf seinen Lebensplan einzugehen, aber das hoffe ich auch, daß uns diese kleinen Dichtungen Gutes einbringen werden. Sie sind nicht in der Absicht geschrieben, mir Ehre und Geld zu verschaffen, wenigstens ursprünglich nicht, sondern sie gingen aus einer freudigen Unwillkürlichkeit hervor. Wenn ich sie nun dennoch zu verwerthen suche, so liegt darin gewiß kein Unrecht, und das schöpferische Talent, das mir inwohnt, so gering es auch sein mag, war mir am Ende nur dazu verliehen, um auch Anderen Freude zu bereiten, mir aber Ehre zu bringen."

„Und Geld, Geld!" fügte Adams hinzu, sich vergnügt die Hände reibend. „Kein Geld ist so schön und sieht so hübsch aus wie dasjenige, was man als Honorar für künstlerische Arbeiten einnimmt."

„Warum verschaffen Sie sich dies Vergnügen nicht öfter?" fragte Dora neckend.

„Weil ich ein unverbesserlicher Faullenzer und Bummler bin. Es muß mir noch von meiner Kindheit anhaften. Aber lassen Sie erst die Sachen Ihres Mannes das verdiente Glück machen, Frauchen, so sollen Sie einmal sehen, wie mich das zur Nachfolge reizen wird. Sollen wir alle Drei diese Packete in Prozession zur Post tragen?"

Bernhard erwiederte lächelnd: „Das soll doch lieber unser Dienstmädchen besorgen. Ich würde mich

sogar vor dem Postbeamten schämen, wenn ich selbst die Packete abgeben müßte, denn es käme mir vor, als erriethe er den Inhalt und bedauerte mich wegen der verlorenen Mühen und Kosten."

„Sentimentale Ideen!" rief Adams.

Die Manuscripte wurden zur Post befördert, und die drei Menschen waren glücklich und froh, denn der allergünstigste Wind, dessen sich der Sterbliche zu erfreuen hat, der Wind der Hoffnung, blähte ihre Segel und verhieß eine gute Fahrt. Leider erweist sich dieser Wind nur zu oft als trügerisch; kaum hat das Fahrzeug den Hafen verlassen, so schweigt er, und die Segel fallen schlaff zusammen.

Es folgten Tage aufgeregter Erwartungen. Man berechnete, wie bald die ersten Antworten eintreffen könnten, man sah den Briefträger die Straße daher kommen und rechnete halb und halb darauf, er werde einbiegen und eine gute Kunde bringen, aber ein Tag verstrich nach dem anderen, und keiner brachte die gewünschten Nachrichten. So oft der ungeduldige Adams vorfragte, ob Nichts gekommen sei, so oft mußte er sich verneinende Antwort holen, so daß er in die unmuthigen Worte ausbrach: „Das Warten mag der Teufel holen! Die besten Früchte werden versäuert, wenn sie zu spät reifen, und die schönsten Erfolge verlieren ihren Werth, wenn man zu lange auf sie hat warten müssen."

Endlich kamen die Antworten, eine nach der anderen, aber es waren — Ablehnungen, welche die zurückgesandten Manuscripte mit mehr oder weniger höflichen Schreiben begleiteten. Die eine Redaktion bedauerte, bei überhäuftem Vorrath von Beiträgen keinen Gebrauch machen zu können, die andere sandte die Novelle einfach als „nicht geeignet" zurück, die eine frankirte das Packet, die andere nicht.

Da gab es betrübte Gesichter im Korn'schen Hause. Adams äußerte in seinem Zorn: „Ich wollte, ich könnte mich einmal über die Kerle hermachen und sie tüchtig durchprügeln, denn ich bin überzeugt, sie haben die Novellen gar nicht einmal gelesen. Sagt nicht der eine Schwachkopf: „Wir sind in überreichem Maße versehen mit Beiträgen namhafter Verfasser?" Als wenn ein Verfasser, der zum ersten Male auftritt, nicht eine viel bessere Novelle schreiben könnte, wie „namhafte Verfasser," wenn er diesen an Geist überlegen ist! Und wie in aller Welt soll denn ein Verfasser „namhaft" werden, wenn man deswegen noch Nichts von ihm druckt, weil er noch nicht „namhaft" ist?"

Mit trauriger, aber doch ergebener Resignation sagte Bernhard: „Meine Novellen werden wohl den gerechten und begründeten Anforderungen nicht entsprechen."

„Das glaub' ich nimmermehr! Ich hab' sie zwar nicht gelesen, aber ich bin überzeugt, daß sie gut sind."

„Ja, das sind sie“ — erklärte Dora mit Wärme — „und wenn ich mir auch kein ästhetisches Urtheil anmaßen will, so hab' ich doch genug gelesen, um Vergleichungen anstellen zu können. Bernhard hat mir die Novellen vorgelesen, und sie haben mir sehr gut gefallen; sie bilden bei ihrer idealen Haltung, bei ihrer strengen Sittlichkeit, bei ihrem spannenden Inhalt und bei ihrer edlen Sprache eine viel bessere Lektüre, als viele flache Dorfgeschichten oder gemüthquälende Erfindungen im französischen Geschmack.“

Bescheiden sagte Bernhard: „Ich habe sie selbst für eine gute und angenehme Lektüre gehalten, sonst hätte ich sie nicht zum Abdruck angeboten. Auch erkläre ich mich keineswegs für schon besiegt, ich halte es sogar für meine Pflicht, von dem Versuche nicht zu früh abzustehen.“

Er wandte sich wirklich an andere Adressen, und siehe da, es schien besser einzuschlagen. Eine neubegründete Zeitschrift, die den Namen eines geachteten Novellisten als Redakteur an ihre Spitze stellte, erklärte sich bereit zur Aufnahme der eingesandten Novelle. Ebenso nahm eine ziemlich verbreitete Zeitung die Erzählung, die ihr Bernhard für ihr Feuilleton angeboten hatte, bereitwillig an. Beide Redaktionen hatten anständige Honorirung in Aussicht gestellt. Zwar gaben sie keine Freiexemplare, und Bernhard war daher

genöthigt, auf beide Zeitschriften zu abonniren, wenn er seine Geistesprodukte gedruckt in Händen haben wollte, aber das ließ sich von dem späteren Honorar decken. Und wie freuten er und Dora sich, als sie die Druckblätter in Händen hielten, auf denen die Novelle und die Erzählung begannen, und die fast zu gleicher Zeit angekommen waren! Sie kamen ihnen vor wie Anweisungen auf eine bessere sorgenfreie Zukunft und waren, wie Adams sagte, an sich selbst schon „geldeswerthe Papiere."

Aber die letztere Ansicht stellte sich als täuschend heraus. Die neubegründete Zeitschrift machte nicht das Glück, worauf Verleger und Herausgeber gerechnet haben mochten, die verwendbaren Mittel reichten nicht aus, und sie schlief nach einem halben Jahre still und unbemerkt ein. Bernhard schrieb an den Redakteur, blieb aber ohne Antwort und natürlich auch ohne Geld. Die Zeitung hörte zwar nicht auf, wechselte aber die Redaktion, der neue Herausgeber wollte von den Verpflichtungen des alten Nichts wissen, der alte aber — beantwortete den an ihn gerichteten Brief gar nicht.

Dora war sehr niedergeschlagen, so daß Bernhard sie nach besten Kräften trösten mußte.

Adams war ganz wüthend. „Sonach hättest Du" — sagte er — „Dir die Unkosten mit Schreibmaterial und Portogeldern ganz umsonst gemacht, von der ver=

lorenen Zeit und Mühe gar nicht einmal zu reden! In meinem Leben hätte ich nicht gedacht, daß es unter den Schriftstellern solche Schubjacken gäbe, wie diese Redakteure sind."

Bernhard ließ sich am wenigsten entmuthigen, er hielt vielmehr mit fieberhafter Aufregung an dem Plane der Schriftstellerei fest. Nachdem er die letzte Hand an seinen Roman „Der Volksfreund" gelegt hatte, betrachtete er freilich das fertige Manuscript nicht mit jener freudigen Hoffnung, die er bei der Beendigung der Novellen empfunden hatte, aber ohne Hoffnung war er keineswegs, nur wußte er nicht recht, wohin er sich wenden solle. Dora wußte natürlich nicht zu rathen, aber Adams, der an dem Familienrathe Theil nahm, sagte: „Ich würde an Deiner Stelle die Schrift nicht bei verschiedenen Buchhändlern des zweiten oder dritten Ranges herumschicken; sie haben nicht einmal den Muth, es mit einem Schriftsteller zu versuchen, dessen Name noch nicht in den Katalogen aller Leihbibliotheken figurirt, sie werden daher das Manuscript ungelesen zürücksenden. Ich würde Alles auf einen Wurf setzen: entweder — oder!"

„Wie verstehst Du das?"

„Wende Dich an den bedeutendsten Buchhändler, der Dir bekannt ist. Ist das Werk gut, wie ich voraussetze, so nimmt der es eher an als jeder Andere,

und es wird dann sein Glück schon machen. Nimmt er es aber nicht an, so halt' ich es für vergebliche Mühe, es noch bei Anderen zu versuchen."

Diese Ansicht leuchtete Bernhard ein, und er beschloß, das Manuscript der Kater'schen Verlagshandlung einzusenden, die einen der ersten Plätze am Firmamente des deutschen Buchhandels einnahm. Als Dora die Papiere einpackte und versiegelte, während Bernhard mit trübem Lächeln zuschaute, unterdrückte sie einen tiefen Seufzer banger Sorge.

Nach ziemlich langer Zeit lief ein Schreiben des Buchhändlers Kater ein, worin er sich nicht abgeneigt zeigte, auf das Verlagsanerbieten einzugehen, jedoch zu wissen verlangte, welche Honorar-Bedingungen der Verfasser setze.

„Die Sache zieht, beim Himmel!" rief Adams. „Es ist doch eine ganz andere Sache um so einen Hauptbahn des Buchhandels, als um die kleinen Kläffer und Pfennigfuchser. Verlange nur ja ein tüchtiges Honorar, damit er Respekt behält!"

Bedenklich erwiederte Bernhard: „Das ist's gerade, was mir bei der Sache nicht gefällt. Er als erfahrener Buchhändler muß ja am besten wissen, wieviel er bei einem solchen Erstlingswerk als Honorar daran wagen kann; er hätte mir daher sagen sollen: so und so viel biete ich Ihnen, sonst verzichte ich auf das Unternehmen. Ich aber weiß in meiner völligen Un-

bekanntschaft mit diesen Dingen nicht, wie ich mich nehmen soll. Fordere ich aus Schüchternheit zu wenig, so ist's mein eigener Schade, fordere ich zu viel, so riskire ich, daß er mir das Manuscript zurückschickt, und ich um einen so annehmbaren Verleger gekommen bin. Was ist aber hier zu viel? was ist zu wenig? was ist eine angemessene Mitte? Ich weiß es nicht."

Adams sagte: „Ich weiß es freilich auch nicht, aber ich meine, Du müßtest eine recht ordentliche Forderung machen; kommt sie dem Herrn Kater zu hoch vor, so wird er schon seine Vorschläge stellen."

„Was meinst Du, wenn ich einen Friedrichsd'or für den Druckbogen verlangte?"

„O, das ist zu wenig! Du mußt wenigstens zwei fordern."

Nach längerem Hin- und Herreden vereinigte man sich endlich dahin, daß anderthalb Friedrichsd'or für den Druckbogen verlangt werden sollten, und es ging ein Schreiben in diesem Sinne an den Verleger ab.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Buchhändler erklärte sich mit dem verlangten Honorar einverstanden, knüpfte aber die Bedingung daran, daß die Ausbezahlung stattfinden solle, sobald fünfhundert Exemplare abgesetzt wären. „Es kommt nun darauf an," — schrieb er — „ob Sie so viel Vertrauen zu Ihrem Romane haben, daß Sie mit dieser Bedingung einverstanden sind."

Diese fatale Bedingung wollte namentlich Adams gar nicht gefallen. „Wer kann ihm denn nachrechnen,“ — sagte er — „wann die fünfhundert Exemplare verkauft sind?“

Diesen Gedanken wies Bernhard mit Recht, als unvereinbar mit der Ehre einer solchen Firma, entschieden zurück.

Dora hatte wieder zu hoffen begonnen und meinte: „So viele Exemplare werden gewiß bald verkauft; ich würde auf den Vorschlag eingehen.“

Bernhard erwog, daß er an dem großen Namen der Firma eine Art Garantie des Erfolges besitze, daß es ungewiß war, ob er überhaupt einen anderen Verleger finde, ja daß er gar nicht beabsichtigte, einen anderen zu suchen, er hegte ferner hoffendes Vertrauen auf den Beifall, den das Buch finden würde, er entschloß sich daher, die Bedingung anzunehmen. Der Buchhändler erwiederte auf das desfallsige Schreiben, daß er diesen Entschluß vorausgesehen und bereits die nöthigen Vorbereitungen zum Abdruck getroffen habe.

### 4. Lehren des alten Katers für den jungen Kater.

Um die dornige Laufbahn, welche Bernhard als Schriftsteller betreten hatte, nicht auch für uns zu qualvoll zu machen, dürfte es am gerathensten sein, uns

vermöge des wahren Zaubermittels, der Phantasie, in die Geheimwerkstätte oder Hexenküche zu begeben, wo jetzt ein Heilmittel oder auch ein Gifttrank für den armen Schullehrer gebraut wurde, nämlich in das Privat=Arbeitszimmer des Verlagshändlers Kater, welches Niemand ohne besondere Ermächtigung oder Aufforderung betrat.

Die Kater'sche Buchhandlung, mit der in Deutschland nur die von Cotta oder Brockhaus wetteifern konnte, hatte sich namentlich im schönwissenschaftlichen Verlag einen außerordentlichen Namen gemacht, sie beschäftigte zahlreiche Pressen, sie gab politische, kritische und belletristische Zeitschriften heraus, sie besaß unermeßliche Geldmittel und machte zu Zeiten einen durchaus nicht ängstlichen Gebrauch davon, um die kostbarsten Unternehmungen von scheinbar zweifelhaftem Erfolg in's Leben zu rufen, ja sie scheute mitunter bedeutende Opfer nicht, um einen berühmten Namen an ihre Firma zu ketten, und — — das Geschäft warf jahraus, jahrein einen ganz außerordentlichen Reinertrag ab.

An der Spitze stand der nun schon bejahrte Kater, der sich aus den schwierigsten Verhältnissen anfangs langsam, dann immer rascher zu dieser bedeutenden Höhe emporgearbeitet hatte, und der nur das bedauerte, daß er bei seiner emsigen Betreibung des Geschäftes

nicht dazu gekommen war, sich zu verheirathen, und daß es ihm also nun im Alter an einem Sohne fehlte, der als Beistand die Anstrengungen mit ihm theilte und später als Erbe für ihn einträte. Doch hatte er den Sohn eines verstorbenen Bruders an sich herangezogen, um ihn in die Leitung der Geschäfte einzuführen, ihn nach einiger Zeit zum Theilnehmer aufzunehmen und ihm endlich einmal die ganze Firma zu vererben. Nur dieser Neffe hatte freien Zutritt für gewisse Stunden zu dem geheimen Arbeitszimmer, und der Oheim pflegte ihn dann als Sekretair in solchen Angelegenheiten zu gebrauchen, die für möglichst Wenige zur Einsicht und Kenntnißnahme bestimmt waren. So finden wir auch in diesem Augenblick, wo wir einen Blick in das sonst ziemlich unzugängliche Zimmer thun, den Onkel und den Neffen darin anwesend.

Das Zimmer war nicht groß und wurde nur durch ein einziges Fenster erhellt, doch war dieses an Umfang und Construktion fast einem Kirchenfenster ähnlich. Demselben genähert stand ein kaufmännisches Arbeitspult mit nur zwei einander gegenüberliegenden Schreibplätzen; den oberen Rand nahmen theils kleine Fächer mit allerlei Papieren ein, theils eine Vorrichtung, daß durch Dräthe, welche von der Decke herunterliefen und in verschiedenen Richtungen von außen her in das

Zimmer kamen, gewisse Klappen aufsprangen, wenn irgendwo der Zug in Bewegung gesetzt war, und daß daneben Handgriffe von Zügen herunterhingen, die dasselbe Manöver nach anderen Räumen hin ausführen konnten. Unmittelbar an den Schreibtisch stieß ein großer, flacher, mit grünem Tuch überzogener Tisch, auf dem in scheinbarer Unordnung einzelne Druckbogen, Manuscripte, eben aus der Presse gekommene Blätter von Zeitschriften, eröffnete Briefe und dergleichen Dinge mehr lagen. Die Wände waren an allen verfügbaren Stellen mit hölzernen Gestellen besetzt, deren zahllose Fächer sehr sorgfältig mit Signaturen versehen zu sein und vorzugsweise Briefe zu enthalten schienen; ein feuerfester Schrank in der Ecke mochte werthvolle Papiere jeder Art in sich schließen. Außer der Hauptthüre, welche dem Fenster gegenüber lag, führte an jeder Seite eine schmale Thüre in einen leeren Raum, wo Schriftstücke und Drucksachen aufgesammelt lagen, die nicht mehr durch augenblicklichen Gebrauch in Anspruch genommen wurden; schritt man durch den einen, so gelangte man in die Schreibstube, wo die kaufmännischen Angelegenheiten des Verlags unter Führung eines Buchhalters von zahlreichen Federn erledigt wurden; schritt man durch den anderen Raum, so kam man zu dem Geschäftsführer der Druckereien und seinem Personal, noch weiter entfernt nahmen dann die

Druckereien selbst und die buchhändlerischen Lager ganze Häuser ein.

Der alte Kater saß auf seinem Schraubstuhl, in die Aufstellung und Berechnung von Zahlen vertieft. Er war von großem und starkknochigem Körperbau; das Gesicht, voll Runzeln und Falten, erschien noch immer bedeutend, nur daß die Augen sich etwas zu sehr in ihre von buschigen Brauen überwölbten Höhlen zurückzogen, um rechtes Zutrauen zu erwecken; der ergraute, aber reiche Haarwuchs umstarrte den Kopf.

Der junge Kater war im Gegensatz gegen den sehr bequemen, aber unansehnlichen Anzug des Oheims fein und gewählt gekleidet; sein Gesicht, so viel der üppige wohlgepflegte Bartwuchs erkennen ließ, erschien intelligent und gutartig. Da er den alten Herrn in eine Arbeit versenkt sah, worin derselbe sich nicht gern stören zu lassen pflegte, so griff er einstweilen nach dem ersten besten Druckblatt und versenkte sich in das Lesen desselben dermaßen, daß er gar nicht bemerkte, wie der Oheim seine beendigte Arbeit bei Seite schob und über das Schreibpult weg nach ihm hinblickte.

Der Letztere fragte endlich: „Was liesest Du denn da so eifrig, Robert?"

„Es fiel mir die neuste Nummer unseres literarischen Wochenblattes in die Hand, und ich stieß auf die vortreffliche Recension des „Volksfreundes," die nach

der Chiffre von Professor Wendt herrührt. Ich habe nicht leicht ein feineres und edleres Lob gelesen. Ein so gutes Buch verdient eine so gute Beurtheilung, beide sind einander werth. Wie muß sich der Verfasser freuen, daß sein erstes Werk eine solche Anerkennung findet!"

„Er soll sie allerdings lesen, und sie lag da auf dem Tische, um ihm zugesandt zu werden, da er ganz besonders darum gebeten hat, falls eine Recension im Wochenblatte erschiene, sie ihm mitzutheilen. Sonst hätte ich sie ihm lieber vorenthalten, was jetzt auffallend erscheinen könnte, wenn sie ihm zufällig auf einem anderen Wege zu Gesicht käme."

„Aber warum vorenthalten?"

„Weil sie zu günstig ist."

„Sie ist freilich sehr günstig, und namentlich herrscht darin eine Wärme vor, wie man sie bei geübten Recensenten selten findet. Aber dennoch möchte ich sie nicht zu günstig nennen. Seit langer Zeit hat mich ein Buch nicht so angesprochen wie der „Volksfreund," und einige meiner Freunde, die Bildung und Geschmack besitzen, haben mir dasselbe erklärt."

„Nichtsdestoweniger hätte ich, wenn ich so Etwas voraussehen konnte, dem Professor Wendt einen Wink gegeben, sich mehr zu mäßigen, oder lieber noch die Beurtheilung einem anderen Mitarbeiter übertragen.

Ich muß jetzt in einer unserer übrigen Zeitschriften eine um so kühlere Recension veranlassen, damit diese hier ein wenig paralysirt wird."

„Halten Sie denn das Buch nicht für so gut?"

„Das will ich eben nicht sagen, das Buch ist wirklich gut, sonst hätt' ich es ja gar nicht von einem völlig unbekannten Verfasser angenommen."

„Ich verstehe Sie in der That nicht. Je mehr günstige Beurtheilungen erscheinen, um so vortheilhafter ist es doch für den Absatz des Buches."

„In dieser Hinsicht, mein lieber Robert, bist Du — wie man in Amerika sagen würde — noch etwas „grün," aber ich will gern der Zukunft wegen versuchen, Dich über den richtigen Standpunkt aufzuklären. Die Recensionen überhaupt entscheiden durchaus nicht über die Absatzfähigkeit eines Buches, zumal beim ersten Auftreten des Verfassers. Du wirst selbst einige Schriftsteller und Schriftstellerinnen kennen, deren Werke von der berechtigten Kritik mit wohlverdientem Tadel, ja mit Spott und Hohn überschüttet werden und dennoch ein außerordentliches Glück machen, in allen Leihbibliotheken zu finden sind, verschiedene Auflagen erleben, sogar in fremde Sprachen übersetzt werden. Dagegen werden andere Schriften in allen besseren Zeitschriften mit Recht gelobt, aber — nicht verkauft."

„Wenn es so ist, wozu dienen dann die kritischen Zeitschriften und die Kritiken überhaupt?“

„Zum großen Theil dienen sie für solche, welche die beurtheilten Schriften selbst zu lesen keine Lust haben, wohl aber Etwas über sie lesen wollen, um —— auch eine Meinung darüber zu haben. Außerdem ist aber auch ein kritischer Richterstuhl nothwendig, wenn am Ende das Urtheil und der Geschmack des Publikums nicht aus allen Heften gehen soll.“

„Aber was bestimmt denn nun die Absatzfähigkeit eines Buches?“

„Nun, natürlich die Leselust des Publikums.“

„Und wie muß ein Roman sein, um diese zu reizen?“

„Vor allen Dingen nicht zu gediegen; das Publikum ist selbst nicht solide und will daher auch keine zu solide Arbeit. Um ein wirklich poetisches Werk zu verstehen, dazu gehört eigene poetische Empfänglichkeit, die unsere große Lesewelt bei ihrer Geistesarmuth und Geistesträgheit nicht besitzt. Dann aber muß ein Verfasser, um Glück zu machen, entweder zufälliger oder bewußter Weise den Geschmack des Publikums treffen; gewöhnlich geschieht das im Anfang unbewußt, indem der Verfasser selbst den Geschmack des großen Publikums theilt und in diesem Sinne arbeitet, nachher aber seinen Vortheil immer besser versteht und ausbeutet.

Jener Geschmack des Publikums in der Unterhaltungs-Lektüre ist wie jeder andere Geschmack eine reine Mode, ohne innere Begründung, wechselnd, auf Extreme verfallend, jetzt verlachend, was früher für schön galt, und nicht bedenkend, daß einst verhöhnt werden wird, was jetzt in Ansehn steht. Die Geschichte unserer Schaubühne wie unseres Romans weist das auf jedem ihrer Blätter nach. Wer jetzt die seichten Machwerke der Gegenwart liest, begreift nicht, wie einst der fade Clauren ein solcher Liebling des Publikums sein konnte, er selbst aber mit seinem Geschmack wird wieder einer späteren Generation unbegreiflich sein. Also dieses augenblickliche Bedürfniß der Lesewelt zu treffen ist das wahre Geheimniß, und dazu gehört vor allen Dingen, daß der Verfasser nicht zu Gediegenes liefere. Und ferner ist wünschenswerth, fast nöthig, daß er keinen anderweitigen Lebensberuf habe, daß er blos Schriftsteller sei, denn nur als solcher wird er sich gehörig in sein Publikum hineinleben."

Nicht ohne Trauer sagte der Neffe: „Können denn aber die großen Buchhandlungen Nichts thun, um den Geschmack des Publikums zu heben und zu lenken? Wirft man doch auch den großen Theatern vor, daß sie ihr Publikum verderben, indem sie ihm nachgeben, und verlangt man doch, sie sollten die schlechten Stücke den Winkelbühnen überlassen und nur gute Sachen liefern!

Ebenso gut könnten die angesehenen Buchhändler sich nur an die gediegenen Werke halten und den besseren Theil des Volkes an sich fesseln, während die kleinen Verlagshandlungen immerhin dem Modegeschmack folgen möchten."

Der alte Kater tippte leicht auf seine Stirn und sagte mit einiger Bitterkeit: „Dann würden die großen Buchhandlungen bald klein und die kleinen bald groß werden; Du bist wirklich ein noch zu junger Kater, um Mäuse zu fangen. Nur dem Cotta'schen Verlag ist es gelungen, einen solchen Standpunkt einzunehmen, weil er einmal die bedeutendsten Autoren der früheren Zeit im unbestreitbaren Besitz hat und daher sich von jeder unsicheren Unternehmung fern zu halten vermag."

„Was nun aber den „Volksfreund" betrifft — —"

„Ja, was den „Volksfreund" betrifft, so liegt es gar nicht in meinem Interesse, daß derselbe übermäßig gelobt wird, denn einige Exemplare mehr würden doch vielleicht dadurch abgesetzt, und das fängt nun an mir unlieb zu sein."

„In dieser Hinsicht versteh' ich Sie durchaus nicht!"

Der alte Kater fuhr ruhig fort: „Der Verfasser erhält sein Honorar erst, wenn 500 Exemplare verkauft sind, es sind aber etwa nur 300 bis jetzt verkauft, und es ist nicht anzunehmen, daß die Zahl von 400 bedeu-

tend überstiegen werde. In Voraussicht dieses Erfolges habe ich den Vertrag mit dem Verfasser abgeschlossen."

„Das scheint mir sehr hart!" murmelte Robert dazwischen.

„Solche Unterhaltungsschriften sind entweder ohne alle Aussicht, dann weise ich sie natürlich zurück, oder sie sind gut, aber keine eigentlich gangbare Modewaare, dann ist ihnen, unterstützt von den günstigen Verhältnissen meines Verlags, ein Absatz von etwa 400 Exemplaren gewiß, aber nicht darüber hinaus; oder sie treffen und packen das Publikum an der rechten Stelle, dann ist der Absatz sehr bedeutend und ruft manchmal neue Auflagen hervor. Im letzten Fall können die Honorar=Bedingungen sehr glänzend gestellt werden, im ersteren aber würde, wenn das Honorar gezahlt werden muß, der Gewinn zu unerheblich sein, so hoch ich auch den Verkaufspreis einer solchen Schrift stellen mag. Die Möglichkeit, daß ein Werk dieser Art dennoch durchschlage, liegt immer vor, aber dann erhält der Verfasser ja auch sein Honorar, und bei einer zweiten Auflage — die Hälfte. Das ist nun beim „Volksfreund" bestimmt nicht der Fall, sondern er bewährt sich so, wie ich von Anfang an gedacht habe, nämlich als ein recht gutes Buch, das meinem Verlag und dem

Verfasser zur Ehre gereicht, und das mir einen mäßigen, doch immer ganz hübschen Gewinn abwirft."

„Aber der Verfasser ist ein Schulmann, ein Familienvater vielleicht, er hat gewiß nicht um der Ehre, sondern um des Honorars willen das Werk herausgegeben; seine Hoffnungen klammern sich muthmaßlich mit angstvoller Erwartung an den erwarteten Erfolg; ist es nun nicht grausam, ihn so ganz und gar zu täuschen."

„Er hat sich selbst getäuscht, und ich enttäusche ihn blos."

In einer gewissen Entrüstung der Tugend ließ sich der junge Kater zu den Worten hinreißen: „Dies mag klug gehandelt sein, aber ist es auch gut gehandelt?"

Aber der alte Kater runzelte die Stirn und sagte streng: „Junger Mensch, ich muß bitten, die nöthige Ruhe und Rücksicht nicht zu überschreiten!"

„Ich meinte nur," — sagte Robert erröthend — „daß in diesem besonderen Falle eine mildere Behandlung des Verfassers wohl am Platz gewesen wäre."

„Diese Meinung ist grundfalsch. Der Buchhändler ist Kaufmann, und die Bücher sind seine Waare. Ein Geschäft auf Gefühle gründen zu wollen wäre Unsinn. Sowie der Kaufmann nicht sein eigenes Urtheil über Solidität oder Façon der Waaren bei seinen Ein=

käufen zu Grunde legt, sondern die Kauflust und den Geschmack des Publikums, so macht es der Buchhändler auch. Sowie der Kaufmann nicht nach der Würdigkeit oder Bedürftigkeit des Lieferanten fragt, sondern darnach, für seine Zwecke möglichst gut und billig einzukaufen, so der Buchhändler auch. Mit Gefühl mag man etwa Herzensfragen betreiben, worin ich keine Erfahrung habe, aber weder ein kaufmännisches Geschäft, noch Politik, noch irgend Etwas, wobei es sich um reelle Dinge handelt. Wär' ich ein Buchhändler mit Gefühl gewesen, der nicht an die Waare, sondern an ihren Verkäufer gedacht hätte, so möcht' ich wissen, wie es jetzt um die Kater'sche Firma stände."

Bescheiden warf Robert ein: „Aber Sie sind doch sonst nicht ängstlich in Beziehung auf Geldausgaben für gute Zwecke, und so dachte ich — —"

Der alte Kater, der einmal im Eifer war, fiel ihm in's Wort: „Womit hab' ich mir die Mittel für solche Ausgaben erworben, als durch meine Praxis im Verlag? Und soll ich nun dieser Praxis untreu werden und das Geschäft verderben? Wenn ich als Mensch und Bürger für Zwecke, die ich für gut halte, das Geld thalerweise ausgebe, so bin ich bei meinem geschäftlichen Erwerb verpflichtet, auf den Groschen zu achten, sonst würden jene Thaler bald fehlen. Hätte ich eine persönliche Beziehung zum Verfasser des „Volksfreun-

des," fände ich ihn meines Beistandes bedürftig und würdig, so würde ich vielleicht ihm gern und wirksam unter die Arme greifen, aber so lange wir nur in dem Verhältniß des Verlegers und Schriftstellers stehen, ist das einzige Losungswort der Vortheil, für den Jeder von uns kämpft, so gut er kann. Und damit basta!"

Begütigend sagte Robert: „Nun, der Verfasser wird ja muthmaßlich mit einem zweiten Roman hervortreten, und dann werden Sie ihm natürlich bessere Bedingungen bewilligen."

„Ich werde gar keinen zweiten Roman von ihm verlegen."

„Aber warum nicht?"

„Weil ich dann wirklich zu einer Honorar-Zahlung verpflichtet wäre, und somit ein zu geringer Gewinn in Aussicht stände."

„Aber der arme Mann wird doch nicht wohl ohne ostensible Gründe abgefertigt werden können?"

„Ich wollte, ich hätte so viele gangbare Artikel auf meinem Lager, als ich für solche Fälle ostensible Gründe habe. Schreibe jetzt einen artigen Brief an Deinen Schützling, jedoch ohne alle Verbindlichkeit für spätere Geschäftsanknüpfung, und lege jenes Blatt mit der Beurtheilung bei. Frankirt!"

## 5. Statt des Lorbeerkranzes — ein Dornenkranz.

Adams hatte sich eingebildet, das Auftreten seines Freundes als Schriftsteller würde doch einiges Aufsehen in Zippelstedt hervorbringen, aber er hatte sich darin sehr geirrt; so viel er auch herumlief und herumhorchte, es sprach kein Mensch davon, und wenn er selbst das Gespräch darauf brachte, so wurde es sehr gleichgültig aufgenommen und sehr bald wieder fallen gelassen — kurz, der Maler hatte Gelegenheit genug, neuen Stoff zu einem Kapitel aus der Naturgeschichte der Zippelstedter zusammen zu tragen. Man fragte vor allen Dingen, wie viel die Schriftstellerei dem Manne einbringe, und da Adams in dieser Hinsicht von der Wahrheit nicht abweichen konnte, so stieg sein Freund durchaus nicht in der Schätzung seiner Mitbürger, ja die Gegner desselben ließen es an spöttisch-verhöhnenden Anspielungen oder an heuchlerisch-mißbilligenden Urtheilen nicht fehlen.

Endlich hatte sich eine Leihbibliothek bewegen lassen, das Buch anzuschaffen, und man las dasselbe gern, ja so gern, daß noch ein oder zwei Exemplare mußten angeschafft werden, um den Anfragen genügen zu können. Aber sei es nun, daß man doch andere Romane, welche den Modegeschmack der Zeit besser zu treffen wußten, lieber las, oder daß man im Allgemeinen die

Begabung, ein solches Werk schreiben zu können, nicht sehr hoch anschlug, genug, irgend ein besonderes Aufheben, wie es Adams erwartet hatte, wurde nicht von der Sache gemacht, und sie ging ziemlich spurlos vorüber. Manche lasen sogar das Buch gar nicht, weil — sie den Verfasser persönlich kannten und ihm nichts Außerordentliches zutrauten.

Anders stand es in dem engeren Kreise, der sich wieder in dem Gartenhäuschen des Arztes zusammenzufinden pflegte. Zwar der Arzt selbst interessirte sich wenig oder gar nicht für diese Art von Literatur, aber er ließ es wenigstens ruhig geschehen, wenn sich die Unterhaltung darauf wandte; irgend einen erheblichen Vortheil hatte er sich nie für den Verfasser versprochen. Schmalz ging in seiner ruhigen Weise auf eine Besprechung ein, lobte dieses, tadelte jenes, ohne jedoch eigentlich anregend auf Bernhard zu wirken. Busse war ein sehr lebhafter Bewunderer des Buches, er verschaffte durch seine tiefe Empfänglichkeit für dessen Schönheiten dem Verfasser ein sehr wohlthuendes Gefühl, ein viel wohlthuenderes als der leidenschaftliche Adams, der die ganze Angelegenheit wie eine Art von Parteifrage ansah.

Nun kam die Beurtheilung des literarischen Wochenblattes an. Tiefe Rührung bemächtigte sich Bernhard's, als er sie las. Er hatte bis dahin immer

gezweifelt, ob sein erfindendes und darstellendes Talent hinreiche, der Veröffentlichung werthe Dichtungen zu liefern, und nun fand er hier von kompetenter Seite — so mußte man annehmen — eine so warme und unbeschränkte Anerkennung, ein so tiefes Verständniß seiner Intentionen, eine so scharfe Bezeichnung der Eigenthümlichkeiten seiner Leistung, daß er sich wahrhaft bewegt und erhoben fühlte. Dora zeigte sich ganz ihrer würdig. Sie nahm die Sache nicht mit einem Jubel auf, als würde ihr jetzt erst klar, daß sie einen hochbegabten Schriftsteller zum Gatten besitze, sondern mit der heiteren Freude darüber, daß man ihm nun auch von Außen zugestehe, was sie längst kannte und erkannte; ihre Freude aber hatte etwas ungemein Wohlthuendes für Bernhard.

Das Blatt wurde am folgenden Tage in den befreundeten Kreis mitgenommen und da gelesen.

Adams rief: „Juchhe, nun sind wir oben d'rauf! Wer will uns Sieg und Triumph noch rauben?!"

„Allerdings ist dies" — sagte Schmalz — „ein bedeutender Erfolg, zumal da diese literarische Zeitschrift eines hohen Ansehens genießt, und die Gründlichkeit der Recension auf einen sehr gewiegten Kritiker schließen läßt."

„Ich freue mich wie ein Kind!" rief Busse, sich vergnügt die Hände reibend. „Aber nun müssen Sie

sofort einen zweiten Roman folgen lassen; wenn Sie einen solchen nicht schon unter der Feder haben, so machen Sie sich gewiß gleich daran."

Auch Schmalz stimmte dem bei, und Adams fragte: „Wie steht's mit Nummer Zwei? Statt wie eine gute Henne zu gackern, wenn sie ein Ei gelegt hat, bist Du wohl schon am Brüten, wie?"

Bernhard erwiederte: „Ich wollte doch vorher abwarten, ob mir der Erfolg des „Volksfreundes" eine Ermuthigung zum Weiterarbeiten gäbe. Der Plan zu einem neuen Romane ist freilich so gut wie fertig, aber niedergeschrieben ist noch Nichts davon."

„Nun denn" — sagte Busse — „frisch an's Werk!"

„Nicht eher geruht" — fügte Adams bei — „bis der letzte Federstrich geschehen ist."

Bedächtig nahm der Arzt das Wort: „Ich bin zwar auch der Meinung, daß unser Freund durch das ihm verliehene Talent Ehre und Geld zu erringen streben mag, aber ich muß gar sehr vor einem zu hastigen und unausgesetzten Betreiben dieser Beschäftigung warnen. Die Gesundheit unseres Freundes ist nicht die festeste, seine Lehrerthätigkeit nimmt ihn schon allein hinreichend in Anspruch, eine Ueberhäufung von Arbeit wäre für ihn gefährlich."

Busse und Adams widersprachen, aber der Arzt beharrte bei seiner Behauptung, daß keine Arbeit seine

geistige Organismen mehr angreife, als die aus der eigenen Phantasie hervorgehende Thätigkeit, und Bernhard schien mit einem leisen Seufzer beizustimmen.

Nichtsdestoweniger begann er die neue Arbeit mit regem Fleiß, benutzte dazu jede Mußestunde und namentlich die Ferien, so daß Dora oft mit banger Besorgniß auf das immer zarter werdende Gesicht blickte, in welchem doch manchmal eine unnatürliche Röthe hervortrat, und daß sie oft des Nachts seinen schweren Athemzügen lauschte, die einen unruhigen Schlaf verriethen, aber wenn sie mild und herzlich von der Arbeit abrathen oder abhalten wollte, dann sagte er innig: „Laß mich, liebe Dora, die Arbeit macht mir Vergnügen, und wenn ich zuweilen müde werde, so ist das ja ganz natürlich; auch der rüstigste Mann ist nach einem redlichen Tagewerk ermüdet. Das Einzige, was mich bekümmert, ist die Trennung von Dir und den Kindern, in der ich meistens leben muß, da ich nur in einsamer Abgeschiedenheit das Werk vollenden kann; doch Du denkst ja meiner auch bei dieser freiwilligen Trennung, und die Kinder sind bei Dir vortrefflich aufgehoben. Bald ist ja auch die Arbeit beendigt, dann wollen wir uns einer frohen Muße hingeben, dann ruhe ich auf — meinen Lorbeeren, und die letzten Spuren der Anstrengung schwinden bald."

Dora küßte ihn auf die durchsichtige Stirn und

lächelte, aber sie konnte ihre Besorgnisse nicht unterdrücken. —

So arbeitete denn also Bernhard rüstig fort, bis der neue Roman beendigt war; die tiefe Ermattung, in welche er oft dabei verfiel, bekämpfte er durch die Kraft des Willens und durch die voranleuchtende Hoffnung, nun endlich einen nennenswerthen Erfolg zu erreichen. In tiefster Ermattung sah er zu, wie Dora das sauber abgeschriebene und sorgfältig durchgesehene Manuscript einpackte, doch lächelte er ihr dabei freundlich zu.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, sie bestand — in der Zurücksendung des Romans. Dabei befand sich folgendes Begleitschreiben: „Mit Ihrer gefälligen Zuschrift, geehrter Herr, haben Sie das Manuscript Ihres neuen Romanes eingesandt, und ich bin Ihnen für das Erbieten, auch diesen mir zum Verlag überlassen zu wollen, dankbar verbunden. Ich habe, ungeachtet der Ueberhäufung von dringenden Arbeiten, doch Muße gefunden, den Roman mit Aufmerksamkeit zu lesen. Den Eindruck, den das Ganze auf mich gemacht hat, kann ich — offen gestanden — keineswegs als einen günstigen bezeichnen. Dem „Volksfreund" gegenüber vermag ich wenigstens keinen Fortschritt darin zu erkennen und muß annehmen, daß Sie sich mit dieser Arbeit allzu sehr übereilt

haben. Zu diesen nicht ermuthigenden Anschauungen kommt nun auch noch der Umstand, daß der Absatz des „Volksfreundes" bis jetzt ein sehr mäßiger gewesen ist. Ich kann denselben zwar augenblicklich noch nicht bis auf das Exemplar übersehen, allein soviel steht sicherlich fest, daß höchstens 350 Exemplare verkauft worden sind. Es ist dies kein aufmunterndes, sondern vielmehr ein herabstimmendes Resultat, und nach dieser Lage der Dinge sehe ich mich veranlaßt, den Verlag Ihres neuen Romans ablehnen zu müssen. Ich bedauere es um so mehr, diese Ihre zweite Arbeit nicht übernehmen zu können, nachdem meine Firma Sie mit dem „Volksfreund" in die weiteren Kreise der literarischen Welt gewissermaßen eingeführt hat. Unter diesen Umständen, die ich selbst beklage, bleibt mir weiter Nichts übrig, als das Manuscript hierbei an Sie zurückgehen zu lassen. — Mit der Bitte, daß Sie meine ablehnende Antwort entschuldigen wollen, empfehle ich mich Ihnen, geehrter Herr, hochachtungsvoll und ergebenst: F. L. Kater." —

Mit dieser Entscheidung brach Bernhard's körperliche und geistige Kraft zusammen; sie war mühsam durch die Hoffnung gestützt gewesen, und da diese Stütze genommen wurde, so behielt sie keinen Halt mehr. Stumm reichte er das Schreiben seiner Dora, und sie fand die Worte und Thränen, die ihm fehlten, sie

erglühte in ungewöhnlichem Zorn gegen den Buchhändler und sagte in ihrer Aufregung: „Jetzt mußt Du erst recht einen anderen Verleger suchen, damit das Buch dennoch erscheine und der hartherzige Mann beschämt werde.“

Bernhard schüttelte mit mattem trübem Lächeln den Kopf.

Aber auch die Freunde waren einstimmig der Ansicht, daß Bernhard die Sache nicht fallen lassen solle. Die harten Worte, von welchen der Unmuth der beiden jüngern Männer übersprudelte, brauchen wir nicht zu erwähnen.

„Der Roman“ — sagte Bernhard — „wird wohl in der That nicht genügend ausgefallen sein, und dann ist der Verleger ja in seinem vollen Rechte. Ich fühlte beim Ausarbeiten des Buches oft genug, daß mir die rechte Frische des Geistes und Körpers fehle, und ich hätte mir ein solches Resultat voraussagen können.“

Schmalz bat sich das Manuscript zur Ansicht aus, und nach ihm durchlas es Busse; Beide stimmten darin überein, daß die Dichtung nicht nur eine sehr anziehende Lektüre bilde, sondern daß sie durch ihren milden Ernst und durch ihren Gedankenreichthum weit über diesen Anspruch hinausgehe.

„Ich lese“ — sagte Schmalz — „nur selten dergleichen Schriften, doch mache ich mich von Zeit zu

Zeit mit demjenigen bekannt, was eben vorzüglichen Beifall findet, um einigermaßen in Kenntniß des Geschmackes und der Literatur der Gegenwart zu bleiben; ich muß aber gestehen, daß ich dieses Buch sowie den „Volksfreund" über das Meiste setze, was sich in den letzten Jahrzehnten eines großen Beifalls erfreut hat."

Busse pflichtete lebhaft bei: „Hier ist keine zu einer seichten Unterhaltungslektüre verarbeitete und verhunzte Weltgeschichte, sondern eine freie geistige Schöpfung, keine nach französischer Art die Nerven quälende Seelenmarter, sondern ein tiefes Glück und Weh des Lebens, wie es sich zuletzt in voller Harmonie auflöst, keine Schilderung von ganz unbedeutenden Dorfgeschichten, — die so matt ihrem großen Vorbild einen abschwächten Nachhall geben, sondern eine Darstellung tiefen und innigen Seelenlebens. Ich begreife wirklich die Welt nicht."

„Oder vielmehr den Buchhändler Kater!" rief der höchst entrüstete Adams. „Wenn er den Verkaufspreis des „Volksfreundes" nicht so unsinnig hoch angesetzt hätte, so würde das Buch als eine bessere Art Volksbuch in alle Kreise gedrungen sein und einen ganz anderen Absatz gefunden haben. Schaden hat der Herr Kater unmöglich bei dem Verlag gehabt, ehrenvoll bekannt ist einmal der Verfasser; mußte nun Jener

nicht schon aus Rücksicht auf Diesen einen zweiten Versuch machen? Zumal da Freund Korn nicht einmal das Siegellack für seine Zusendungen an Herrn Kater, geschweige denn die übrigen Auslagen herausbekommen hat. Wie mir scheint, hat immerhin der „Volksfreund" einiges Geld und einige Ehre eingebracht, und Herr Kater glaubt sehr christlich zu theilen, wenn er für sich das Geld behält und dem Verfasser die Ehre läßt; da aber der Verleger genug Geld, der Verfasser genug Ehre besitzt, da Jener recht gut etwas mehr Ehre, Dieser etwas mehr Geld gebrauchen zu können scheint, so hätte die Theilung doch etwas anders ausfallen sollen. Aber versuch's mit einem anderen Buchhändler! Ich rieth zwar selbst zu einem möglichst bedeutenden, weil ich nicht wußte, daß ein solcher mit dem guten Klang seiner Firma bezahlt; ich rathe jetzt zu einem minder bedeutenden, wo die Sache vielleicht besser einschlägt."

Selbst der Arzt unterstützte diese Aufforderung, da nun doch einmal Zeit und Mühe auf das Werk verwandt sei.

So wandte sich denn nun Bernhard der Reihe nach an verschiedene Buchhandlungen zweiten oder dritten Ranges, erhielt aber überall abschlägige Antworten. Wo man dieselben zu begründen sich die Mühe gab, da kam es immer darauf hinaus, daß man

kein Vertrauen zu einem Unternehmen haben könne, welches dem Kater'schen Verlag nicht annehmbar erscheine, nachdem derselbe doch das erste Werk des Verfassers übernommen habe.

Mit den Zähnen knirschend sagte Adams, als er einen solchen Absagebrief las: „Ha, das ist die Einführung in die weiteren Kreise der literarischen Welt durch die Kater'sche Firma! Es fragt sich nur: war dieser Passus mehr Heuchelei oder mehr Ironie?"

Bernhard aber schloß unter den bittersten Empfindungen das zurückgewiesene Manuscript in seinem Schreibpult ein, und zwar so entlegen und versteckt, daß seine Augen so leicht nicht darauf fielen, um ihn an Farbe und Duft der nun entblätterten Blume der Hoffnung zu erinnern.

Aber die Sorge grinste ihn mit immer entstellteren Zügen an, um wie ein wahres Medusenhaupt seine letzten Kräfte zu tödten; unbezahlte Rechnungen, fällige Zinszahlungen, Steuern, Beiträge zur Wittwenkasse und ähnliche Ansprüche — das waren die Harpyen, die sich hohnlächelnd und störend niederschwangen, wenn er einmal in Ruhe nach seinem mühevollen Amte aufathmen oder in seiner Familie ein Gefühl des Glückes suchen wollte. Und dennoch ließ er sich nicht zu Unmuth oder Bitterkeit hinreißen, er lächelte doch, wenn auch unter Thränen, sein Herz konnte brechen, aber

nicht mit Gott und der Welt zürnen, er blieb ein liebevoller Lehrer und ein zärtlicher Familienvater, so schwere Bedrängnisse auch sein Herz füllten.

## 6. Abendröthe.

Der tiefen Entmuthigung Bernhard's gesellten sich bald körperliche Leiden zu. Ein schleichendes Fieber schien ihn in bedrohlicher Weise erfaßt zu haben und verursachte krankhafte Zustände, die ihn zuweilen sogar zu einer Unterbrechung seiner Amtsthätigkeit nöthigten. Dora bemerkte dies nur zu wohl, aber so manche heimliche Thräne sie auch vergoß, so zeigte sie ihm doch stets das gleiche liebevoll-heitere Gesicht, und mit verdoppelter Wachsamkeit hielt sie Alles von ihm ab, was ihn aufregen oder beunruhigen konnte, ja ihr ganzes Wesen bekam zuletzt eine fast ängstliche Spannung dadurch, daß sie jeden das Haus Betretenden, sobald Bernhard anwesend war, gleichsam abfing, um keine drängende Mahnung an ihn gelangen zu lassen. Die Freunde hielten die Kränklichkeit nur für eine Abspannung nach der zu angestrengten Arbeit und glaubten, bei größerer Ruhe werde sich dieselbe bald von selbst geben; blos der Kreisarzt theilte nicht diese Ansicht, doch behielt er seine eigentliche Meinung für sich, beobachtete aber den Freund fortwährend sehr genau, besuchte ihn auch oft und unterhielt sich manchmal über ihn mit Dora.

In diese düstere Zeit fiel ein freundlicher Sonnenstrahl. Es lief ein Schreiben ein, dessen Adresse die wohlbekannte Handschrift der Kater'schen Firma trug, aber dieselbe barg nicht einen Brief des gestrengen Verlegers, sondern einen anderen, der an Herrn Kater mit der Bitte um gefällige Besorgung eingelaufen war; er rührte von einem schon bejahrten, sehr beliebten und allgemein bekannten Schriftsteller her, der diesen Weg gewählt hatte, um seine Worte an die ihm unbekannte Adresse des Verfassers des „Volksfreundes" gelangen zu lassen. Das Schreiben lautete folgendermaßen: „Ein armer alter Büchermacher hat nicht Zeit und Muße viel zu lesen. Selten nur gestatten mir meine schwachen Augen die Freude, nach Anderer Büchern greifen zu dürfen, und noch seltener fühle ich mich — ehrlich zu sprechen — recht erquickt, wenn ich es gethan. — Heute früh gab mir eine werthe Freundin, die Gräfin Ahrburg, den „Volksfreund" mit nach Hause, um ihn zu durchblättern; sie hatte ihn selbst noch nicht gelesen. — Ich begann gegen Abend — jetzt ist es Mitternacht, ich lege das Buch hin, wische mir die halbgetrockneten Thränen aus dem Gesichte, und eh' ich zu Bette gehe, muß ich — so ist's mir um's Herz — dem mir Unbekannten, der mir eine reine Freude schenkte, meinen Dank zurufen. Mein Urtheil hat kein Gewicht, ich bin auf keine Weise zum Kritisiren berufen. Nur

vom Gefühle leite ich her, was ich über eine Dichtung zu sagen weiß, aber eben mein Gefühl weiset mich entschieden darauf hin, daß ein Roman nur dann Leben und innere Wahrheit haben kann, wenn er auf einem Grund und Boden spielt, auf welchem sein Schöpfer heimisch ist. Indem ich den „Volksfreund" las, empfand ich von Zeile zu Zeile, daß der geist- und gemüthreiche Verfasser in Deutschland — denn er schildert echt deutsche Zustände — im höchsten Sinne des Wortes heimisch, daß er mit den innersten Charakterzügen unseres edlen Volkes vertraut, daß es der Hauch der Natur- und Lebensfrische ist, der dem Leser entgegenweht und ihn durch seinen erfrischend-reinen Duft gleichsam erst empfänglich macht, den edlen deutschen Gesinnungen, die das Buch ausspricht, ganz die Brust zu öffnen. Es ist mir seit lange nicht so wohl um Kopf und Herz gewesen, als während ich diese Schrift las. Empfangen Sie meinen Dank! Er ist freilich von keiner großen Bedeutung, aber ich will mir nur selbst genug thun, indem ich denselben ausspreche.

N. N." —

Dieser Brief war eine schöne und duftige Blüthe an Bernhard's ödem und steinigem Lebensweg; derselbe bewirkte bei ihm, was der Schmerz über Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten nicht vermocht hatte: er preßte ihm Thränen aus.

Dora sagte mit Augen, die diesmal nicht vom Kummer befeuchtet waren: „Dieser schöne Ausdruck eines so edlen Gemüthes thut mir unbeschreiblich wohl und ist auch gewiß Dir, mein theurer Bernhard, ein reicherer Lohn als der Beifall der großen Welt."

Ja, das ist er, liebe Dora, und er könnte mich beinah, ähnlich jenem Maler, zu dem stolzen Worte bewegen: Ich bin doch ein Dichter!"

„Du bist gewiß ein geist- und gemüthreicher Dichter, wie es in dem Briefe heißt, und die ehrenvolle Anerkennung, die Dir in der Beurtheilung der literarischen Zeitschrift zu Theil wurde, findet hier eine rührend schöne Bestätigung."

„Gewiß hat mich die Beurtheilung, die Du meinst, erhoben und erfreut, aber wenn ich sagen sollte, ob ich mehr Werth auf sie oder auf dieses Schreiben lege, so würde ich doch das letztere vorziehen."

„So ist's mir auch zu Sinne. Was ist übrigens der Absender eigentlich, wo und in welchen Verhältnissen lebt er?"

„Obgleich er fast der populärste Dichter Deutschlands ist, so war mir doch von seinen näheren Lebensumständen Nichts bekannt. Der Brief ist aus der Residenzstadt X. datirt, also wird er jetzt dort wohnen."

„Willst Du ihm antworten?"

„Das versteht sich, jetzt augenblicklich."

„Heute nicht, mein Bernhard, Du bist etwas aufgeregt, thu' es lieber morgen. Ich will Dir dafür eins der schönen Lieder des trefflichen Mannes vorsingen, ich habe ja mehrere davon."

„Ja, das thue, Dora."

Und sie sang, sich selbst auf dem Instrumente begleitend, eines jener herzigen Lieder, die den Weg zu allen deutschen Herzen gefunden hatten.

Am nächsten Tage schrieb Bernhard eine warme und innige Erwiederung. Dennoch mußte zwischen deren Zeilen Etwas von dem gedrückten Geist und der gebrochenen Gesundheit des Briefschreibers zu lesen sein, denn fast umgehend kam ein zweites Schreiben des alten Schriftstellers. Er berichtete darin zunächst über sich selbst, daß er von dem hochherzigen Fürsten, in dessen Residenz er nach stürmischer Lebensfahrt einen ruhigen Hafen gefunden, als Hoflektor angestellt sei — eine völlige Sinekure bei seiner geschwächten Sehkraft — und sich nach Lust und Laune mit Ueberarbeitung früherer oder auch Abfassung neuer Arbeiten beschäftigte, dann aber bat er mit freundlichem Nachdruck um einige Auskunft über die näheren Verhältnisse des Verfassers des „Volksfreundes" und fragte an, warum nicht bereits ein zweiter Roman von ihm erschienen sei. Bernhard erwiederte hierauf mit einer Darstellung seiner Lebensverhältnisse, verschwieg nicht, daß seine Gesund-

heit erschüttert sei, und ebenso wenig, daß für einen zweiten Roman es ihm — an einem Verleger fehle.

Nach etwas längerer Unterbrechung kam abermals ein Schreiben des wohlmeinenden alten Schriftstellers an. Er ließ mehr errathen, als er deutlich ausgesprochen hatte, wie er Hoffnung habe, seinen Fürsten für Bernhard zu interessiren, er ging dann mit klaren deutlichen Worten auf die Herausgabe des zweiten Romanes ein. „Ich habe" — schrieb er — „meinem Verleger so lange in den Ohren gelegen, bis er sich den „Volksfreund" genauer angesehen hat. Dies ist geschehen, und es bleibt weiter Nichts zu thun, als daß Sie das Manuscript einsenden und dem Buchhändler überlassen, die näheren Bedingungen festzustellen. Sie bekommen an Z. einen Verleger, der mit in der ersten Reihe zählt, und bei dem, was mehr sagen will, Kopf und Herz an der rechten Stelle sitzen."

So groß die Freude über diese Nachricht war, so erhielt sie doch gleichsam einen Dämpfer, indem unmittelbar darauf ein Schreiben vom Gericht einlief, worin ihm mitgetheilt wurde, daß er von einem Kaufmanne wegen einer Schuld verklagt sei. Umsonst suchte er dem Kläger klar zu machen, daß er bald im Stande sein werde, die Schuld zu decken, derselbe wollte von einer vermeintlich so unsicheren Sache wie Schriftsteller-Honorar Nichts wissen. Da trat Teuffer mit seiner

Bürgschaft ein, und die unangenehme Sache war erledigt, aber doch nicht, ohne Bernhard's jetzt sehr reizbaren Geist tief verwundet zu haben.

Als das Manuscript bereits an den neuen Verleger abgegangen war, theilte Bernhard dem Freundeskreise diese frohe Nachricht sowie den ersten Brief des alten Schriftstellers mit. Man würdigte den Brief sowie die nachherige hilfreiche Vermittelung des Allen wohlbekannten Dichters nach Verdienst.

„Das ist doch einmal ein Mann unter den vielen Lumpen, die leider Gottes Erdboden betreten!“ rief Adams.

Schmalz fügte hinzu: „Vielleicht gelingt es diesem unerwarteten Freunde, Sie in Verbindung mit seinem Fürsten zu bringen.“

„Ich wüßte nicht,“ — sagte Bernhard — „was der Fürst mit mir anfangen sollte.“

„Aber ich wüßte wohl,“ — entgegnete Adams — „was Du mit dem Fürsten anfangen könntest, nämlich ihn zum großmüthigen und splendiden Gönner haben. — —“

Die Umwahl des Magistrats, auf die man schon lange gespannt gewesen war, hatte um diese Zeit stattgefunden, und weder der alte Schwanhöfer noch sein Anhänger Klaproth waren wiedergewählt, sondern an Jenes Stelle der Gerichtsrath Bender, ein durchaus

aufgeklärter und wohldenkender Mann, und an Klaproth's Stelle der wackere Meister Frei, so daß auch das Kuratorium eine Umgestaltung erhielt, die nicht nur für die ganze Schule vortheilhaft, sondern namentlich auch für Bernhard angenehm war.

Diese Sache war natürlich von unseren Bekannten mit Freude aufgenommen und oftmals besprochen worden. Auch jetzt wandte sich die Unterredung auf denselben Gegenstand.

Adams sagte: „Im Heerlager Kiesewetter-Schwanhöfer soll eine große Niedergeschlagenheit herrschen, ja sogar ein innerer Krieg ausgebrochen sein."

„Es ist bekannt," — sagte Busse — „daß unser Direktor gänzlich gespannt mit der Familie Schwanhöfer ist."

Schmalz setzte hinzu: „Ohne sich einer Indiscretion schuldig zu machen, kann man auch dasselbe von meinem Amtsbruder sagen."

Der Arzt sagte: „Es ist fast außer Zweifel, daß der Töchterschule eine gänzliche Umänderung bevorsteht. Gegen die bisherigen Leiter derselben hat sich ein Geist der Unzufriedenheit und des Mißtrauens verbreitet, der mir kaum ganz verständlich, aber unzweifelhaft vorhanden ist."

„Und wie" — sagte Busse — „der neue Dirigent heißen wird, das wissen wir so ziemlich sicher voraus."

„Ja," — fügte Schmalz hinzu — „für unseren Freund Korn scheinen sich die Umstände zufriedenstellend zu gestalten."

„Zufriedenstellend?" — rief Adams — „das ist ein viel zu kühler Ausdruck, sagen Sie lieber brillant! Rechnen Sie nur zusammen: ein der Mehrzahl nach wohlgeneigtes Kuratorium, das es an Gehaltszulagen und dergleichen Annehmlichkeiten nicht fehlen lassen wird; die Direktion der höheren Töchterschule, die ein Erkleckliches einbringt, und bei welcher unser Freund Busse auch sein Plätzchen finden wird, um sich zugleich aus der Zahl der Backfische seine künftige Lebensgefährtin zu designiren; ein wackerer Verleger, der sich nicht darauf kapricionirt, Mäuse zu fangen, und der dem dreschenden Ochsen nicht das Maul zubindet; ein hoher Fürst als Gönner in Aussicht, wo es nicht an Jahresgeldern, Titeln und Orden mangeln wird — — sind das nicht wahrhaft brillante Aussichten?"

Schmalz und Busse lächelten bei dieser hoffnungsreichen Darstellung, nur der Arzt blickte mit trübem Ernst auf den Mann, dem so schöne Dinge in Aussicht gestellt wurden.

Bernhard sagte freundlich und mild: „Erwarten wir ruhig, was da kommen soll. Ist es Gutes, so werde ich von Herzen dafür dankbar sein, fällt es umgekehrt aus, so will ich mir dadurch keinen Schmerz

bereiten, daß ich es mir vorher zu schön ausgemalt habe."

„Aber Du warst ja sonst so stark im Hoffen!" meinte Adams.

Sanft, aber traurig erwiederte Bernhard: „Meine Hoffnungen für das Ganze und Große sind unerschüttert, was mich selbst betrifft — — doch lassen wir das lieber dahin gestellt sein." — —

Als Bernhard und Busse fortgegangen waren, äußerte Schmalz: „Die Aussichten für den braven Korn haben sich allerdings in recht erfreulicher Weise aufgehellt."

„Zu spät!" erwiederte der Arzt mit tiefem Ernst.

„Da sei Gott vor!" rief der Geistliche erschrocken. „Sie wollen doch nicht sagen, daß seine Gesundheit unrettbar zerstört sei?"

„Unrettbar will ich seinen Zustand noch nicht nennen, aber fast hoffnungslos."

„So wenden Sie doch eine energische Kur an!"

„Meine Wissenschaft giebt mir keine an die Hand. Was einzig geschehen kann, besteht in Folgendem. Er darf mit dem nun beginnenden neuen Schuljahr sein Amt nicht wieder antreten, sondern muß Urlaub auf unbestimmte Zeit erhalten. Sobald dann die Jahreszeit es erlaubt, muß er ein Bad besuchen, wenn die Kräfte noch dazu hinreichen — — was für ein Bad

das geeignetste ist, muß sich erst aus den bis dahin eintretenden Umständen finden."

„Ich bin bis zum Tode erschrocken — — der arme Mann! die arme Familie! Aber wenn es so eingerichtet wird, wie Sie sagen — und es muß eingerichtet werden — so haben Sie doch noch einige Aussicht auf Rettung?"

„Ein Schimmer von Hoffnung ist da, vorausgesetzt daß unser Freund keine anstrengende Arbeit unternimmt, daß er sorgenfrei mit seiner Familie lebt, wo möglich in einer reizenderen und gesunderen Gegend, als die unsrige nun leider einmal ist, und daß jede starke Gemüthsaufregung ferne bleibt."

„In dieser Art zu leben werden seine Verhältnisse freilich nicht gestatten. Daß es schon so weit hat kommen müssen!"

„Es ist allerdings traurig. Nur einige hundert Thaler mehr in seiner jährlichen Einnahme, und er hätte ein glückliches und segenbringendes Dasein noch lange führen können. Sein sorgenvolles Leben und sein früher Tod sind eine schwere Anklage gegen die verschrobenen Verhältnisse unserer Zeit."

„Wenn jener Fürst, von welchem der alte Dichter schreibt, in's Mittel träte, so könnte wenigstens Alles geschehen, was Sie als zu einem Schimmer von Hoffnung führend bezeichneten."

„Der Gedanke ist mir auch schon gekommen, und ich werde ohne Korn's Wissen an den Herrn schreiben, der sich so plötzlich zu seinem Gönner aufgeworfen hat."

„Der Himmel gebe dazu seinen Segen! Sie hätten aber den kranken Mann gar nicht an seinem letzten Werke arbeiten lassen sollen, lieber Freund."

„Ich habe genug abgerathen und gewarnt, aber er hatte die dargebotene Aussicht mit einer fieberhaften Energie ergriffen, und es schien wirklich der einzige Weg, um seinen finanziellen Verlegenheiten abzuhelfen. Auch war sein Zustand damals noch nicht so schlimm, in ein wahrhaft gefährliches Stadium ist er erst getreten, seitdem die gänzliche Vereitelung jeder Hoffnung auf fernere schriftstellerische Thätigkeit den schwersten Streich gegen das bereits sehr erschütterte Nervensystem führte."

„Schreiben Sie ja an den alten Dichter. Meine wärmsten Wünsche und Gebete begleiten jeden Schritt, der zur Möglichkeit eines besseren Ausganges führt. Die geeigneten Maßregeln des Kuratoriums werde ich herbeizuführen suchen, und es wird mir ohne Zweifel gelingen."

## 7. Ein Blick an einen Fürstenhof.

Der Herzog war ein schöner Mann in blühendem Lebensalter. Es paßten auf ihn die Worte, die Olivia vom Herzog Orsino[1]) spricht:

„Ich halte ihn für tugendhaft, ich weiß,
Daß er von edlem Stamm, von großen Gütern,
In frischer fleckenloser Jugend blüht,
Geehrt von Ruf, gelehrt, freigebig, tapfer,
Und von Gestalt und Gaben der Natur
Ein feiner Mann."

Er saß in seinem Geheimzimmer, das zwar einfach, aber heiter durch Lage und Ausschmückung war; einige schöne Bilder, etliche Lieblingswaffen, ein geöffneter Flügel mit aufgeschlagenem Notenheft, eine kleine Anzahl wahrscheinlich auserlesener Bücher, ein Schreibtisch mit verschiedenen Aktenheften — das war die Ausstattung, und man konnte daraus mit ziemlicher Sicherheit auf die Neigungen und Beschäftigungen des Bewohners schließen.

Also der Herzog saß an seinem Schreibtische, beschäftigt mit dem Durchlesen einer Denkschrift. Da meldete der vertraute Kammerdiener den „Herrn Hoflektor."

„Eintreten!" befahl der Herzog und legte das Heft

---

[1]) Shakespeare's: „Was Ihr wollt" Akt I. Scene 5.

nieder ohne die geringste Spur von Unmuth über die Störung; vielmehr ging er dem bejahrten Manne, dessen weißes Haar ein noch immer geistreiches Gesicht einfaßte, mit gewinnender Leutseligkeit entgegen, indem er sagte: „Ein seltener Besuch, aber um so angenehmer! Nehmen Sie in diesem Sessel Platz. Sie wollen wohl an die Bedeutung Ihres Amtes erinnern und mir Etwas vorlesen, denn ich sehe, Sie haben da ein Buch. Ich nehme das gern an, vorausgesetzt, daß das Buch von Ihnen selbst herrührt. Vielleicht eine ganz neue Schrift?"

„Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung; das Buch rührt nicht von mir her, und ich wollte auch nicht daraus lesen, da ich weiß, daß um diese Tageszeit Ew. Hoheit sich mit anderen Dingen zu beschäftigen pflegen, ich wollte nur Ew. Hoheit bitten, das Buch selbst in passenden Stunden lesen zu wollen."

„Interessiren Sie sich für das Werk? Oder etwa für den Verfasser?"

„Beides, Hoheit. Anfänglich nur für das Werk, das mich außerordentlich gefesselt und erfreut hat, wie kein anderes seit langer Zeit. Dann hab' ich schriftlich die Bekanntschaft des Verfassers gemacht, und nun interessire ich mich auch sehr für ihn. Ich wollte aber auch gern Ew. Hoheit für Beide interessiren, daher meine Bitte."

„Die Bitte ist leicht zu gewähren, und sie sei hiermit gewährt. Sonst noch Etwas zu wünschen, lieber Hoflektor?"

„Nein, Hoheit, für jetzt nichts Anderes, als gnädigst entlassen zu werden, um mir nicht Vorwürfe machen zu müssen, daß ich zu viel von einer kostbaren Zeit in Anspruch nehme."

Der Hoflektor wurde sehr freundlich entlassen.

Nach einiger Zeit, wo er einer musikalischen Aufführung am Hofe beiwohnte, fragte er: „Haben Ew. Hoheit das Buch gelesen, das zu überreichen ich mir die Freiheit nahm?"

„Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich es noch nicht gelesen habe, weil ich einstweilen anderweitige Beschäftigungen hatte. Wird meine Strafe streng sein?"

„Einmal soll noch Nachsicht geübt werden."

„Ich werde dieselbe nicht wieder nöthig haben."

Aber dennoch hatte er auch das nächste Mal, als der alte Hoflektor wieder fragte, das Buch noch nicht gelesen, so daß er beinahe bei seinem Lektor in Ungnade gefallen wäre. Als jedoch einige Tage darauf der Letztere im Schloßpark umherwandelte, kam der Herzog auf ihn zu und begann: „Ich habe jetzt den „Volksfreund" gelesen, Herr Hoflektor."

Der sonst immer heitere Greis erwiederte mit augen-

scheinlicher Betrübniß: „Ich danke Ew. Hoheit aufrichtigst für die huldvolle Gewährung meines Wunsches. Darf ich mir die Frage erlauben, wie das Buch Ew. Hoheit gefallen hat?"

„Es hat mich sehr angesprochen, denn es ist aus einer edlen Wärme hervorgegangen und dabei mit unverkennbarer Eleganz geschrieben. Aber Sie hören mein Lob so trübselig an, lieber Lektor, als wenn es ein scharfer Tadel wäre, wie kommt das?"

„Ich dachte an den armen Verfasser, über den mir gerade nun die betrübendsten Nachrichten zugekommen sind."

„Wie so? Wer und was ist der Verfasser? Wo lebt er? Ich interessire mich wirklich für ihn."

Der Hoflektor berichtete nun, was er von Bernhard wußte, indem er besonders die Mittheilungen des Arztes hervorhob, die er eben erst erhalten hatte.

Theilnehmend fragte der Herzog: „Und was meinen Sie nun, daß zu thun sei?"

„Das wird Ew. Hoheit Herz selbst beantworten, wenn ihm zu erwägen gegeben ist, daß die einzige Aussicht auf Rettung für den edlen Dulder in einem ruhigen sorgenlosen Leben besteht. Ohne Zweifel wird man ihm dort eine Pension bewilligen, aber diese reicht für jenen Zweck nicht hin, während der Zuschuß eines

mäßigen Jahrgeldes zur Erfüllung desselben genügen wird."

„Ihre liebenswürdige Theilnahme für den Mann würde mir die Sache an's Herz legen, wenn ich auch nicht schon, wie der Fall ist, durch das Buch dafür gewonnen wäre. Ich werde die Angelegenheit in Erwägung ziehen. Gewisses kann ich noch nicht versprechen, denn ich bin, wie Ihnen bekannt, ein strenger Rechenmeister in meinem Haushalt; ich muß zuvor untersuchen, ob mein Etat diese außerordentliche Ausgabe erlaubt. Ich werde Sie in Kurzem benachrichtigen, beruhigen Sie sich einweilen dabei."

„Die Sache liegt in den besten Händen, Hoheit, ich bin vollkommen dabei beruhigt. Selbst wenn der Verfasser des „Volksfreundes" nicht lange mehr eine so echt fürstliche Huld genießen sollte, so wird dieser Beweis großmüthiger Gnade doch noch einen schönen und versöhnenden Lichtblick auf seine letzten Lebenstage werfen." —

Der Herzog vergaß so wenig diese Angelegenheit, daß er noch an demselben Tage seinen Geheimen Kabinetsrath, Baron von Tungern, zu sich entbieten ließ und zu demselben sagte: „Wir werden noch eine Jahresausgabe von etwa vierhundert Thalern aus unserer Privatkasse flüssig zu machen haben, lieber Baron,

nämlich zu einem Jahrgelde für einen wohlverdienten, aber unglücklichen Schriftsteller. Soviel muß sich ja noch erübrigen lassen."

Allerdings ließ sich so viel erübrigen, aber die Sache gefiel dem Baron von Tungern sehr wenig; denn erstens war er kein Freund von Schriftstellern überhaupt, und zweitens war er noch weniger ein Freund von solchen Angelegenheiten, zumal Gnadenakten, die nicht durch seine Hände gingen. Mit einem etwas säuerlichen Gesichte erwiederte er daher: „Habe ich in dieser Sache einen Befehl von meinem allergnädigsten Herrn entgegen zu nehmen, oder bin ich in gewisser Hinsicht einer berathenden Stimme gewürdigt?"

„Nun, wie sich von selbst versteht, das Letztere. Ich weiß ja nicht einmal, ob die Kasse die Mittel hergiebt."

„Allerdings ist die Privat-Schatulle Ew. Hoheit durch die zahlreichen laufenden Ausgaben, welche auf dem Gnadenwege bewilligt worden sind, fast überlastet. Dennoch würde sich für eine so geringe Summe Rath schaffen lassen, aber wenn ich meine unmaßgebliche und unvorgreifliche Stimme abgeben soll, so müßte ich von den näheren Umständen einigermaßen unterrichtet sein. Ist der in Frage stehende Schriftsteller ein Unterthan Ew. Hoheit?"

„Nein, er lebt im Großherzogthum ***, er ist mir aber durch unseren Hoflektor dringend empfohlen."

„Ohne Zweifel auch durch vielverbreitete ausgezeichnete Schriften sich selbst empfehlend?“

„Er hat nur einen Roman geschrieben, der zwar nicht sehr verbreitet scheint, mir aber sehr wohlgefällt.“

„Wenn es mir gnädigst erlaubt ist, so hätte ich doch einige Bedenken. Ich will davon schweigen, daß ich bereits über eine anderweitige Verwendung der allerdings disponibeln vierhundert Thaler einen Vortrag zu halten mir vorgenommen hatte — denn sobald an allerhöchster Stelle die Entscheidung getroffen ist, kann von keinem sonstigen Vorschlag die Rede sein — ich will mir vielmehr nur zu bemerken erlauben, was sich etwa gegen die Idee des Herrn Hoflektors sagen ließe. Daß die Gnade Ew. Hoheit einen Ausländer trifft, wird nicht nur einen schmerzlichen Eindruck auf Höchstihre Unterthanen machen, indem sich unter denselben kein dieser Gnade Würdiger zu befinden scheint, sondern es wird auch möglicher Weise den Großherzog von *** einigermaßen verletzen, indem es seiner eigenen Belohnung des Verdienstes vorgreift und sogar indirekt eine Rüge gegen deren Unterlassung ausdrückt. Außerdem scheint nur ein vielfach bewährter Autor, dessen Schriften in allen Händen sind, auf einen solchen Gnadenbeweis Anspruch zu haben, während bei einem Schriftsteller, dessen Ruf noch nicht feststeht, eine derartige Gnade mehr eine vorgreifende Kritik als eine

wohlverdiente Belohnung zu sein scheint. Indessen schlägt der allerhöchst ausgesprochene Wille jedes Bedenken nieder."

„Sie hatten einen anderweitigen Vorschlag über die Verwendung jener vierhundert Thaler? Worin besteht dieser Vorschlag?"

„Ew. Hoheit Kapelle steht in Gefahr, ihre erste Violine zu verlieren, denn Hatschek hat sicherem Vernehmen nach einen ebenso ehrenvollen als einträglichen Ruf nach Dresden erhalten."

„Wie, ich sollte Hatschek verlieren, meinen besten Violinisten?" rief der Herzog lebhaft.

Der Baron von Tungern zuckte die Achseln und sagte: „Es wird nicht anders sein, Hoheit."

„Und mein Quartett, das seines Gleichen in seinem Ensemble sucht, würde gestört?"

„Vorzugsweise der Schmerz, daß Ew. Hoheit einen Abbruch des Vergnügens an diesem Lieblingsvergnügen erleiden möchten, hatte mich zu der Idee geleitet, die ich mir vorzutragen erlauben wollte, wenn nicht — —"

„Wie lautet diese Idee? Sprechen Sie es rasch und mit klaren Worten aus."

„Mein unmaßgeblicher Vorschlag war, dem Hatschek eine Zulage von vierhundert Thalern zu bieten, nachdem ich mich nämlich bereits unter der Hand ver-

gewissert hatte, daß er auf dieses Anerbieten eingehen und bei uns bleiben würde."

„Machen Sie ihm das Anerbieten, lieber Baron. Wir müssen schlechterdings Hatschek behalten, wenn es irgend möglich ist. Aber wären wir vielleicht nicht auch mit einem Titel oder einer Dekorirung zu demselben Resultate gelangt?"

„Wohl um so weniger, als ein Titel von Dresden aus schon in Aussicht gestellt ist. Ich glaube sogar, daß wir das Eine oder das Andere der Gehaltserhöhung werden beifügen müssen, wenn wir unserer Sache gewiß sein wollen."

„Im Nothfalle Beides, nur dürfen wir Hatschek nicht verlieren. Knüpfen Sie sogleich die nöthigen Verhandlungen an und betreiben Sie dieselben mit der gewohnten Umsicht und Gewandtheit."

„Ew. Hoheit Befehle sollen vollzogen werden."

„Aber was fange ich mit dem armen Verfasser des „Volksfreundes" an, und was soll ich dem guten Hoflektor sagen?"

„Nach meinem unvorgreiflichen Ermessen könnten Ew. Hoheit gelegentlich eine Unterstützung von etwa hundert Thalern durch die Hände des Herrn Hoflektors dem Bedürftigen zufließen lassen."

„Das kann allerdings geschehen, und es mögen

zweihundert Thaler sein. Nehmen Sie sogleich die Angelegenheit mit Hatschek in die Hand."

Auf eine entlassende Handbewegung verbeugte sich der Kabinetsrath tief und entfernte sich. —

Der Herzog vermied in der nächsten Zeit seinen Hoflektor sichtlich, so sehr dieser auch die Gelegenheit zu einer Unterredung zu suchen schien. Bei einer abermaligen musikalischen Unterhaltung jedoch, wo der Hoflektor ein= für allemal Zutritt hatte, kam der Herzog auf denselben mit raschen Schritten zu und sagte eilig: „Apropos, mein lieber Hoflektor, ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, Ihnen mitzutheilen, daß der Zustand meiner Privatkasse keine Zahlung eines Jahrgeldes an Ihren Schützling erlaubt, doch werde ich Ihnen nächstens eine namhafte Unterstützung für denselben einhändigen. Hat übrigens nicht der Hatschek meisterhaft gespielt? Gehört er nicht zu den ausgezeichnetsten Virtuosen?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich um und sprach einen Anderen an.

# Neuntes Buch.

## Das Ende.

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf:
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Schiller.

## Neuntes Buch.

# Das Ende.

[illegible]

## 1. Vergeltung.

Wir müssen für eine kurze Zeit den Schauplatz unserer Erzählung nach der Schweiz verlegen, zwar nicht in dieselben Gegenden, wo einst Bernhard seine Dora gefunden hatte, aber in eine Oertlichkeit, welche mit Mariensteg eine große Aehnlichkeit besitzt, nämlich nach Hirsel. Das Dorf liegt am Schlusse eines langen und wegen seiner Naturschönheiten berühmten Thales, in ihm endigt die gute, wohlunterhaltene Kunststraße, welche das ganze Thal verfolgt hat; von hier aus führt der Hirselpaß, nur für Reitpferde und Saumthiere gangbar, über ein Gebirgsjoch, das reich ist an jenen außerordentlichen Naturscenen, von denen man nicht recht zu sagen weiß, ob sie mehr erhaben oder mehr schrecklich zu nennen sind. Auf der anderen Seite des Passes stößt man auf eine der großen Heerstraßen, die nach Italien führen. Viele Reisende nehmen diesen Weg, weil er so reich an Schönheiten und Wundern der Natur ist; sie pflegen im Dorfe Hirsel ihre bis-

herigen Reit- und Lastthiere mit frischen zu ersetzen und sich zugleich mit kundigen Führern zu versehen; ein sehr gut eingerichteter und wohlversehener Gasthof bietet den erwünschten Rastort, um diese Geschäfte abzumachen und zugleich jedem körperlichen Bedürfniß zu genügen.

Der Besitzer des Gasthofes stand in seiner Hausthüre und sah dem herankommenden Zuge einiger Fremder entgegen. Wer ein Vorurtheil gegen die Gastwirthe in den Alpen in Beziehung auf ihre Gewissenhaftigkeit, mäßige Rechnungen auszuschreiben, bereits mitbrachte, konnte gegen diesen Gastwirth besonders mißtrauisch werden, denn derselbe besaß wenig in seinem Gesicht, was Vertrauen erwecken konnte, und dennoch stand er wegen guter und billiger Bedienung der Fremden im besten Ansehen, so daß er von den Reisenden unter einander angelegentlichst empfohlen wurde.

Die kleine Karawane, die jetzt auf dem Platze vor dem Hause hielt, bestand aus einem einzigen Herrn mit einem Diener, Beide beritten, und zwei Pferdetreibern zu Fuß; von Gepäck ließ sich Nichts bemerken. Nachdem er abgestiegen war, lohnte der Herr die Landleute ab, aber es entspann sich dabei ein Zwist, in welchen sich der Gastwirth grundsätzlich nicht mischen zu wollen schien. Die Leute verlangten außer dem Lohn noch ein Trinkgeld, und der Fremde wollte sich nicht dazu verstehen, weil der verlangte Preis an sich zu

hoch, die Beschaffenheit der Thiere unter jeder Erwartung, und das Benehmen der Männer durchaus nicht höflich und zuvorkommend gewesen sei.

Der Eine von den Schweizern öffnete den gewaltigen Mund noch weiter, als nöthig war, und sagte mit höhnischer Grobheit: „Wenn Sie bei sich zu Haus vielleicht Pferde vermiethen, so setzen Sie den Preis, hier thun wir's; wollen Sie englische Rosse dazu hergeben, so mögen Sie's thun, gesetzt den Fall, daß Sie solche haben; wollen Sie höflich behandelt werden, so seien Sie selbst höflich, denn wie man in den Wald ruft, schallt's wieder heraus, und wir sind freie Schweizer, die nach nichts Anderem fragen als nach ihrem Recht, und ein gutes Trinkgeld ist unser Recht."

Der erzürnte Reisende schlug mit einer kleinen Reitpeitsche, die er in der Hand führte, nach dem Manne, und obgleich es ungewiß blieb, ob er denselben wirklich traf, so war die Folge doch höchst bedenklich für den Fremden: die beiden Schweizer erhoben sogleich ihre derben, eisenbeschlagenen Stöcke und drangen auf ihn mit dem Rufe: „Der schäbige Patron will uns traktiren wie Hunde? Da soll ihn doch ein Donnerwetter regieren!" Es hatten sich während des Streites bereits andere Männer um die Gruppe gesammelt, die Alle Partei für ihre Landsleute zu nehmen schienen.

Da trat der Gastwirth zwischen die Angreifer und

den Bedrohten, indem er mit leiser, aber sehr entschiedener Stimme sagte: „Haltet ein, Leute, ich darf es nicht dulden, daß hier bei meinem Hause ein Unglück geschieht. Ich werde mit dem Herrn in's Haus gehen und die Sache vermitteln; wartet hier so lange, bis ich wieder herauskomme."

Die Männer schienen hiermit einverstanden und dem „Bärenwirth" den Austrag der Sache überlassen zu wollen, der denn auch sogleich die Reisenden in's Haus führte. Als sie im Gastzimmer angekommen waren, betrachtete der Wirth mit einem seltsamen unerklärlichen Ausdruck den fremden Herrn, der in kochendem Ingrimm einige Male auf- und abschritt.

„Nun," — begann der Letztere endlich — „wie viel muß ich zahlen? Die Wirthe verstehen sich hier zu Lande trefflich mit ihren Landsleuten, und dergleichen Geschäfte gehen ja wohl zu gleichen Theilen. Also heraus mit der Sprache: wie viel muß ich zahlen?"

Ohne scheinbar das Beleidigende in Wort und Betonung zu berücksichtigen, erwiederte der Wirth in seiner sanften Weise: „Das übliche Trinkgeld beträgt einen Kronthaler; wenn Sie in Anbetracht der thätlichen Beleidigung dieses Geld verdoppeln wollen, so glaub' ich wohl die Leute zur Ruhe sprechen zu können."

Höhnisch sagte der Fremde: „Das glaub' ich auch. Hier ist das Geld zur — Vertheilung."

Der Wirth verzog keine Miene, sondern ging mit dem Gelde hinaus. Aber sein Vermittelungswerk schien nicht ganz leicht zu sein, denn die beiden Männer stellten sich, wie man aus dem Zimmer sehen und hören konnte, höchst ungeberdig an, und die immer zahlreicher herbeiströmenden Dorfbewohner mischten sich lebhaft in die Verhandlung.

„Er wird zu viel für sich in Anspruch nehmen!" sagte der zornige Fremde für sich selbst.

Endlich schien denn doch die Sache zum Austrag gekommen zu sein; die beiden Männer führten ihre Thiere in den Stall, die versammelten Neugierigen aber blieben noch stehen, den Fall weiter besprechend. Der Wirth trat wieder herein und meldete, daß die Angelegenheit abgemacht sei.

In hochfahrendem Tone sagte der Fremde: „Ich wollte hier meinen Kammerdiener mit dem Gepäck erwarten, aber ich habe die Lust zu einem längeren Aufenthalte verloren. Bestellen Sie mir augenblicklich zwei Reitpferde und einen Führer. Wenn meine übrige Dienerschaft eintrifft, so sagen Sie dem Kammerdiener, ich sei weiter gereist, und er solle, nachdem er sich sofort mit frischen Thieren versehen, mir nach Leug nachfolgen. Ich will aber selbst den Vertrag mit den Leuten, die mich bedienen sollen, abschließen, um mich vor nachträglichen Prellereien sicher zu stellen."

Der Wirth entgegnete mit gesenktem Haupte: „Das wird nicht nöthig sein, gnädiger Herr, denn die hiesigen Einwohner haben bereits auf das Bestimmteste erklärt, Ihnen weder Mann noch Roß zur Weiterreise zu stellen."

Glühend vor Zorn sagte der Fremde: „Ah, ich begreife! Ich soll das Doppelte des üblichen Preises zahlen, oder so lange in diesem Gasthofe mich bewirthen lassen, bis — die Leute sich beruhigt haben, nicht wahr?"

„Sie verkennen ganz die Sachlage, gnädiger Herr."

Mit einem höhnischen Verziehen des Gesichtes verließ der Fremde das Zimmer, trat unter den Vorbau der Hausthüre und rief den versammelten Dorfbewohnern zu: „Wer von Euch will mich und meinen Diener nach Leug schaffen? Ich verspreche einen höheren Lohn als den gewöhnlichen."

„Das ist er, das ist er!" rief's aus der Menge.

Ein Landmann von riesigem Körperbau sagte: „Der schmächtige Kerl mit seiner Reitpeitsche! Verdammt soll Jeder in Hirsel sein, der ihm weiter hilft!"

„Er kann auf seiner Peitsche über den Hirselpaß reiten!" rief ein Anderer.

„Wenn ihm nicht vorher die Knochen im Leibe entzwei geschlagen werden!" drohte ein Dritter.

Da das Geschrei immer tumultuarischer wurde, so

zog sich der Fremde verwirrt in das Zimmer zurück, indem er für sich murmelte: „Es ist ein infames Komplott, wovon ich Anzeige bei der Kanton-Regierung machen werde!"

Der Wirth machte eine leichte wegwerfende Geberde, und der Fremde mochte selbst gut genug wissen, wie wenig Nachdruck hinter dieser Drohung saß. Er sprach nach einer kurzen Pause: „Ich muß also, wohl oder übel, hier Quartier nehmen; weisen Sie mir ein Zimmer an."

„Wollen Sie vielleicht vorher meinen Rath hören?"

„Nun, wie lautet der? Eine Vermittelung durch Geld ohne Zweifel?"

„Die würde hier wenig helfen."

„Oder soll ich die Ortsobrigkeit angehen?"

„Eine solche, die Ihnen in dieser Sache helfen könnte, ist gar nicht vorhanden."

„Nun, so rücken Sie hervor mit Ihrem Rathe."

„Senden Sie Ihren Diener zu Fuß auf der Straße zurück, worauf Sie gekommen, bis er Ihre übrige Bedienung antrifft; wenn die Begleiter derselben gleich unterwegs gedungen werden und einmal ihr Wort gegeben haben, bis Leug mitzugehen, so werden sie den Vertrag auch erfüllen. Lassen Sie aber den Zug seinen Weg über das Dorf Gaster nehmen, die Straße ist weniger benutzt, aber eben so gut wie die unserige;

unmittelbar unter dem Hirselpaß treffen beide Wege zusammen."

„Und wie soll ich weiter kommen?"

„Ich gebe Ihnen mein eigenes Reitpferd und begleite Sie selbst bis zum Spital jenseits des Passes, wo Sie Ihre Leute erwarten können."

„Kann ich den Weg bis dahin nicht auch zu Fuß zurücklegen?"

„Auch das, er beträgt nur drei Stunden. In diesem Fall können wir sogar noch unbemerkter und besser das Dorf verlassen, da wir durch die Hintergebäude den Garten und durch diesen einen Fußweg erreichen. Obwohl ich von meinen Landsleuten Nichts fürchte, denn sie werden mir das Recht und die Pflicht nicht bestreiten können, daß ich als Wirth für meinen Gast sorge."

Mißtrauisch fragte der Fremde: „Sie schlagen diesen Dienst wohl sehr hoch an?"

„Ich verlange weiter Nichts, als daß Sie am nächsten Orte, wohin Sie gelangen, mir das Zeugniß geben, daß ich Sie gut befördert habe."

„Das ist uneigennütziger, als ich erwartet hatte, es soll jedoch an einer guten Belohnung nicht fehlen."

„Die messen Sie denn, falls Sie wirklich darauf bestehen, nach der Größe des Dienstes ab, wenn Sie

denselben in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt haben."

Der Fremde murmelte für sich: „Nur eine etwas andere Art der Gelderpressung!" Dann sprach er laut: „Wann können wir aufbrechen?"

„Sogleich, wenn Sie nicht erst Etwas genießen wollen."

„Nein, es ist mir aller Appetit vergangen."

„So brechen wir denn auf. Eine kleine Erquickung werde ich übrigens mitnehmen. Geben Sie dem Diener Ihre Befehle."

Er verließ das Zimmer und begab sich in seine Wohnstube, wo seine Frau verwundert zusah, wie er eine Reisetasche umhängte und dann nach genauer Prüfung eine mehrläufige Pistole hineinsteckte.

„Was hast Du vor?" fragte sie.

„Ich begleite einen Fremden nach dem Hirsel-Spital."

„Du selbst? Das ist ja seltsam. Auch siehst Du ganz sonderbar aus."

„Wenn ich wiederkomme, theile ich Dir das Nähere mit. Für jetzt leb' wohl!" —

Stumm schritten die Wanderer den Saumpfad hinauf. Der Fremde war noch immer zu ärgerlich und außerdem zu stolz, um eine Unterhaltung zu beginnen,

und der Wirth schien ganz in ernste Gedanken versenkt. Die Gegend wurde bald rauher und wilder, der Pfad zog sich neben immer steileren Abhängen her. Jetzt trat von der linken Seite eine glatte Felswand bis unmittelbar an den Steig, an der rechten aber stürzte sich ein Abgrund in eine Tiefe von vielleicht tausend Fuß; man konnte, ohne zu schwindeln, nicht über den Rand blicken, doch hörte man das dumpfe Rauschen eines Baches auf dem Grunde. Gegenüber zeigten sich eben so steile Abhänge, nur hier und da von einem krüppelhaften Gesträuch unterbrochen.

Den Fremden schien ein starkes Frösteln anzuwandeln, was theils durch die Beschaffenheit und Temperatur des Orts, theils durch das Bedenken, daß er sich zu kühn der Gefahr eines etwaigen Raubanfalles ausgesetzt haben könnte, hervorgebracht werden mochte. Sich schüttelnd, sagte er zum vorausgehenden Führer: „Sind wir nicht bald am Ziele?“

„Bald.“

„Ich begreife nicht, wie man auf diesem Pfad reiten kann; es ist ja kaum möglich, hier sicher zu gehen.“

„Wer ein gutes Gewissen hat, mag hier sicher reiten wie gehen, aber gefährlich ist diese Stelle für einen Verräther, wie der Graf Garaschnin ist.“ Mit diesen Worten hatte sich der Wirth plötzlich umgedreht, seine Pistole in der Hand haltend, und sein düster glühendes

Auge haftete an den entsetzten Zügen des zurückfahrenden Reisenden. Dieser stand zitternd an seine Stelle gebannt, indem seine Rathlosigkeit weder an eine Gegenwehr noch an Flucht dachte. Doch stammelte er: „Sie wollen mich berauben? Nehmen Sie Alles, was ich bei mir habe — Sie sollen weit mehr haben — — ich bin reich — — Sie scheinen mich zu kennen — —"

„Ja wohl kenn' ich Dich, den feigen Mörder Vanhulsten's!" rief der Andere mit fürchterlicher Stimme.

Bei diesem Namen bebte der Graf Garaschnin — denn er war es wirklich — zusammen, indem ihn die letzte Kraft verließ. Sein Gegner aber ließ plötzlich die Pistole fallen, erfaßte mit beiden Händen den Unseligen und schleuderte ihn über den Rand des Abgrunds. Da er aber keinen Sturz eines fallenden Körpers hörte, vielmehr nur ein nahes Stöhnen, so legte er sich auf den Boden, um über den Rand wegblicken zu können. Zufälliger Weise hatte, etwa eine Mannslänge unter dem Rand, eine kümmerliche Zwergkiefer in einer kleinen Spalte Wurzel gefaßt, war aber nicht nach oben fortgewachsen, sondern nach unten; in seiner Todesangst hatte Garaschnin dieses Bäumchen ergriffen und klammerte sich daran fest, über dem entsetzlichen Abgrund hangend. Verzweifelnd schaute er nach oben und gewahrte das furchtbare Antlitz seines Verderbers; er winselte Klagen und Bitten hin-

auf, aber unbewegt, ohne Mitleid wie ohne Hohn ruhten die glühenden Augen auf ihm, während die Lippen fest zusammengepreßt waren. Nun konnte das schwache Gewächs die Last nicht mehr tragen, es löste sich mit einigem Steingebröckel los, und Alles zusammen stürzte in die furchtbare Tiefe hinunter.

Als die letzten Töne des Falles verklungen waren, erhob sich Philipp — wer hätte ihn nicht schon längst erkannt? — wieder auf die Füße, steckte die Pistole ein und sah mit einem sonderbaren Kopfnicken zu, wie zwei Lämmergeier aus dem heiteren Luftraum herabschwebten und sich in den Abgrund senkten. Als er seinen Rückweg antrat, dachte er bei sich selbst: „Es ist merkwürdig genug, daß den Mörder meines Herrn sein Verhängniß in mein Bereich führte. Es hat so sein müssen, denn ich konnte ihn nicht verfolgen. Es ist ein wahres Gottesgericht. Ich erkannte ihn im ersten Augenblick, und seine Strafe stand im selbigen Augenblick unumstößlich fest. Er hat's mir leicht genug gemacht, ich brauchte Nichts zu thun, was mich in Untersuchung führen kann. Aber wenn ich auch gleich drauf hätte flüchten, wenn ich auf dem Richtplatz hätte enden müssen, ich hätt' es doch gethan. Eigentlich wollt' ich's hinterdrein Angelika erzählen, damit sie sich auch freuen könnte über die gerechte Vergeltung, aber bei näherem Nachdenken will ich das lieber unterlassen:

Frauen sind sonderbare Geschöpfe und machen sich mitunter eigene Gedanken. Sie mag nicht mehr von der Sache erfahren, wie die übrige Welt."

Festen Schrittes legte er den Weg zum Dorfe zurück und zeigte dort an, daß der Fremde, den er nach dem Spital habe bringen wollen, an der Höllenwand ausgeglitten und hinuntergestürzt sei. Kühne Landleute suchten sich einen Weg am Bach aufwärts und gelangten so zu der bereits von Raubvögeln zerfleischten Leiche. Man fand Geld und Kostbarkeiten unversehrt, auch nicht der leiseste Verdacht kam auf, daß die Angabe des Bärenwirths falsch sei. Aus den Papieren des Verunglückten stellte sich sein Name und seine Heimath leicht heraus. Man begnügte sich, eine Anzeige in der Hauptstadt des Kantons zu machen, von wo die weiteren Schritte veranlaßt wurden, und bald war das ganze Ereigniß im Thale vergessen.

## 2. Ein Ehepaar in ernster Stunde.

Wenn auch der Herzog nicht seinem ersten Violinspieler die Gehaltszulage hätte bewilligen müssen und dafür dem armen Schriftsteller ein Jahrgeld aussetzen können, so wäre es doch — zu spät gewesen!

Die Krankheit Bernhard's entwickelte sich rascher, als selbst der Arzt geglaubt hatte, so daß von der Reise nach irgend einem Bade gar nicht mehr die Rede war.

An dem Tage, wo das Schuljahr wieder begann, saß der Kranke, statt seinem Berufe obzuliegen, in seinem Stübchen, die Arme matt auf die Lehne des Armsessels legend, das Haupt traurig senkend. Am Tische war Dora mit der Anfertigung eines Kinder-Kleidungsstückes beschäftigt, aber sie konnte oft die Nadel durch die hervorquellenden Thränen nicht sehen, und nur wenn sie nach dem geliebten Manne hinblickte, war sie ängstlich bemüht, daß es mit thränenlosen Augen geschah.

Da er ganz stille war, so sagte sie endlich sanft: „Lieber Bernhard, kann ich Dir irgend Etwas zu Deiner Erfrischung bereiten?"

„Ich danke, meine beste Dora."

„Soll ich Dir vielleicht Etwas vorlesen oder vorspielen?"

„Nein, jetzt nicht, etwa am Nachmittag oder gegen Abend. Ich habe jetzt an Allerlei zu denken."

„Aber es ist gewiß nicht gut, wenn Du Dich so unausgesetzt mit trüben Gedanken beschäftigst."

„T r ü b e Gedanken, Dora? So möchte ich sie kaum bezeichnen."

„Ja, wenn Du an G u t e s denken willst, an Deine Genesung und dergleichen, dann will ich Dich gewiß von solchen Gedanken nicht abhalten."

„Meine Betrachtungen sind gut, aber ernst. An

meine Genesung zu denken, wäre ebenso unnütz, wie wenn Jemand, dessen Abreise nach einem anderen Lande unumstößlich feststeht, sich mit der eitlen Idee beschäftigte, daß er vielleicht doch nicht abreiste. Nein, Dora, wir wollen uns dadurch, daß wir die Blicke absichtlich von einem sehr ernsten, aber unabwendbaren Ereigniß ablenken, dieses nicht zum Schreckbild machen, wir wollen vielmehr seine Schrecken zu entkräften suchen, indem wir es so gut wie möglich in's Auge fassen. Wir müssen uns mit dem Gedanken an eine nicht ferne Trennung vertraut machen und so darauf vorbereiten."

Sie hatte ihre Arbeit fallen lassen, und in ihrem tiefen Schmerz dachte sie nicht daran, das Gesicht wegzuwenden, obgleich die Thränen an den Wangen herunterliefen.

Sanft sagte er: „Du mußt aber nicht weinen, Dora, das macht uns Beide zu weich. Und ich wollte so gern recht stark bleiben."

Dora war ein herrliches Weib. Sie konnte es über sich gewinnen, in diesem Augenblick den festen Entschluß zu fassen, daß sie die Thränen über den Verlust bis nach dem Verluste sparen, daß sie sich ihrem Bernhard gegenüber, so lange sie noch mit ihm vereint sei, gefaßt und ruhig zeigen wolle. Sie trocknete sich die nassen Augen ab und setzte sich zu dem Kranken, mit dem

weichen Hauche eines Lächelns auf dem Gesicht, das auch einen Engel verschönert haben würde.

Sein seelenvolles, jetzt doppelt vergeistigtes Auge mit dem Ausdruck des rührendsten Dankes auf sie heftend, faßte er ihre Hand und sagte leise, aber freundlich: „So ist es recht, mein trautes liebes Weib. Laß auch die letzte Zeit unseres Zusammenseins von jener Seligkeit der Liebe durchweht sein, die das Glück unseres Lebens ausgemacht hat.“

„Wenn meine Liebe Dich nur hätte glücklich machen können!“ sagte Dora seufzend.

„Sie hat mich beglückt, und ich bin Dir und dem Himmel bis zum letzten Athemzuge dankbar dafür. Daß die äußeren Umstände nicht günstig waren, kann mir das hohe Glück, dessen ich nach der einen schönsten Seite hin genossen, nicht verkümmern. Vielleicht bin ich auch selbst zum großen Theile Schuld daran gewesen, daß sich mein äußeres Leben nicht besser gestaltete.“

„Das darfst Du nicht sagen, nicht einmal denken, Bernhard. Wie wolltest Du mit Deinem edlen Herzen Dir eine Schuld beimessen?“

„Doch, doch, Dora. Ich habe wohl zu viel in Phantasieen und Idealen gelebt und darüber das wirkliche Leben zu wenig thatkräftig angefaßt. Hätte ich mir mehr Lebensweisheit und eine größere Energie des

Charakters angeeignet, so hätte es mir gelingen müssen, eine gesichertere Stellung zu verschaffen, so hätte ich mir Vieles erspart, was mich bekümmert hat, und eine bessere Aussicht für Deine und der Kinder Zukunft begründet. Ich war zu weich, wo ich als Mann hätte fester sein sollen."

„Glaube mir, theurer Bernhard, das sind ganz unbegründete Selbstvorwürfe."

„Vorwürfe möchte ich sie nicht einmal nennen. Es sind eher nur Gedanken darüber, wie ich, wenn ich mein Leben noch einmal vor mir hätte, es anders einzurichten wünschte. Jetzt kann ich mich nicht von aller Schuld freisprechen, daß mein Abschied von Dir und den Kindern durch die Sorge um Eure Zukunft erschwert und getrübt wird."

„O, um Alles in der Welt, gieb Dich dieser Sorge nicht hin, mein Theuerster! Mir und unsern Kindern wird Gott helfen."

„Ja, Euch wird Gott helfen! Nicht in dem beschränkten Sinn, der dies große Wort so oft zu einer bloßen Redensart macht, sondern in einem viel höheren und edleren Sinne. Gutes kann sich zuletzt nur wieder in Gutes lösen, sonst wäre es eine Anklage gegen die Liebe des alliebenden Gottes. Die Mißtöne des Lebens müssen sich in diesem oder einem anderen Dasein zur Harmonie wandeln, sonst wäre es dem

Menschengeschlecht besser, gar nicht geschaffen zu sein. Nur muß der Einzelne nicht so selbstsüchtig sein, an sich, und zwar schon in diesem Leben die ausgleichende Vergeltung erfahren zu wollen, er muß sich zu dem edlen Gedanken erheben, daß er auch Opfer muß bringen können, daß er sich beruhigt, wenn aus dem von ihm gestreuten Samen die Früchte für Andere, für die Nachwelt, für das Ganze und Große reifen. Und hierauf steht denn auch meine Hoffnung für Dich, meine Herzens=Dora, und für unsere Kinder fest. Ich darf mir das Zeugniß geben, Gutes gewollt und auch manches Gute gethan zu haben. Die äußeren Erfolge davon sind für mich nicht eben so gewesen, wie ich hätte wünschen mögen, aber ich hoffe, daß dennoch daraus Gutes für Euch erwächst. Das Wort der Bibel: „Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser!“ ist nach jeder Seite hin im weitesten Umfange wahr. So verblende ich mich denn zwar nicht über die schweren Stunden, mein theures Lieb, die Dir bevorstehen werden, aber es macht mir doch nicht so niederdrückende Sorge, wie vielleicht Andere von einem Familienvater voraussetzen, der durchaus kein Vermögen hinterläßt, vielmehr Schulden — — ja Schulden, Schulden — da liegt die größte Bitterkeit, die uns das Leben zu reichen vermag!“

Er versank in eine Betrachtung, die trübe genug

sein mochte, denn ein schmerzlicher Zug beschattete nach und nach das sonst in Hoffnung verklärte Gesicht.

Mit sanftem Schmeichelton sprach Dora: „Auch dieser Gedanke darf Dich nicht beschweren. Die größte Schuld, die wir haben, ist diejenige an das Haus Kornelis. Ich will gleich heut dahin schreiben und auseinandersetzen, zu welcher Beruhigung es Dir gereichen würde, wenn man die Ansprüche an eine Geldsumme, die doch eigentlich ein freiwilliges Geschenk Deines Freundes Vanhulsten war, ganz fallen ließe. Ich bin immer überzeugt gewesen, das reiche Haus hätte dies gleich bewilliget, wenn ich darum bat, aber man mochte denken, Du hättest das nicht nöthig, nur die baare Rückzahlung sei zu schwierig. Wenn ich nun noch einmal schreibe, so wird man gewiß auf das Geld verzichten. Soll ich nicht schreiben?"

„Ja, das magst Du thun, aber jetzt noch nicht, thu' es später. Es ist mir eine Beruhigung, daß in nicht ferner Zeit das Geld für mein letztes Buch einlaufen wird, denn dieses Geld wird beinahe Alles bestreiten, was wir hier am Orte anderen Leuten schuldig sind. Wenn ich einmal einen guten Augenblick habe, so muß ich noch einmal dem guten alten Dichter schreiben und ihm danken, daß er mir zu einem so braven Verleger geholfen hat, wenn ich auch freilich weiter keinen Gebrauch davon machen kann."

„Würde Dich ein solcher Brief nicht sehr aufregen?"

„Das vielleicht wohl. So schreibe Du ihm, Du kannst so herzig und schön schreiben. Aber verschiebe es lieber auch bis später, und dann grüße den guten Mann herzlich von mir."

„Aber sprich jetzt nicht weiter, Bernhard. Es greift Dich doch an."

„Da hast Du recht. So spiele mir denn lieber etwas Einfach-Schönes vor. Und hernach lasse die Kinder zu mir hereinkommen, daß ich mich an ihnen freue. Ich muß in diesen Tagen oft an unsere Rosa denken. Aber wir wollen nicht davon reden, spiele lieber ein sanftes Stück."

Und Dora fand die Kraft in sich, den Wunsch Bernhard's zu erfüllen.

### 3. Schwanhöfer.

Am folgenden Tage besuchte Schwanhöfer den kranken Lehrer. Er war sehr geändert. Die ehemalige behäbige Selbstgenügsamkeit hatte einer gewissen unsicheren Scheu Platz gemacht, das Gesicht hatte an Farbe und Fülle verloren, selbst die Kleidung war nicht mehr so gewählt und sorgfältig — kurz, der ganze Mensch schien um viele Jahre gealtert; wenn er betroffen war, als er die zusammengebrochene Gestalt

des Freundes erblickte, so stutzte dieser nicht weniger bei seinem Anblick.

Dora wurde von Pflichten der Hausfrau und Mutter abgerufen, daher befanden sich die beiden Männer allein.

Schwanhöfer begann: „Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich seit längerer Zeit Dich nicht besucht habe, allein ich war immer so überhäuft mit Geschäften, daß ich wirklich kein ruhiges Stündchen dazu finden konnte. Du nimmst das doch als alter Freund nicht übel, wie?"

„Nein. Die Freundschaft soll keine gesellschaftlichen Lasten auferlegen."

„Sehr wahr. Erst kürzlich hörte ich von Deiner Krankheit, und da habe ich denn die erste Muße benutzt, um zu sehen, wie es geht. Nun, es ist nicht so schlimm, als ich im ersten Augenblick dachte. Du siehst freilich etwas angegriffen aus, aber man kann Deinen klaren Augen und den zufriedenen Zügen Deines Gesichtes abmerken, daß die Sache nicht von großer Bedeutung ist. Ohne Zweifel ist die Besserung schon eingetreten und nur noch eine große Schwäche zurückgeblieben; wenn Du Dich nur recht schonst, so bist Du bald wieder auf den Beinen."

Unter anderen Umständen würde Bernhard gelächelt haben über die Sicherheit, mit welcher Schwan-

höfer über seine eigentliche Ansicht zu täuschen suchte, oder auch vielleicht wirklich sich selbst täuschte, jetzt begnügte er sich damit, ruhig zu sagen: „Ich bin völlig gefaßt auf jede Wendung, welche mein Zustand nehmen mag.“

Da Schwanhöfer einigermaßen in Verlegenheit um Fortsetzung des Gespräches schien, so fragte Bernhard: „Wie geht es denn Dir? Ich meine wenigstens vor längerer Zeit gehört zu haben, daß Deine Unternehmungen in einem recht blühenden Zustande seien.“

„Ja, das Geschäft geht ganz — — leidlich.“ Er hatte „famos“ auf der Zunge gehabt, schien aber den alten Lieblingsausdruck abgeschworen zu haben und wäre auch diesmal damit der Wahrheit zu nahe getreten. Indem er überhaupt mehr Gedrücktheit als Selbstvertrauen in Wesen und Ton zeigte, fuhr er fort: „Es wäre Unrecht, wenn ich nicht zugeben wollte, das Geschäft ginge gut, denn gegen einen alten Freund ist jede Heuchelei ein Unrecht.“

Mit eindringlicher Sanftmuth sprach Bernhard: „Und doch siehst Du nicht vergnügt aus. Fehlt Dir sonst Etwas?“

Da übermannte das Gefühl die Zurückhaltung, die bisher mit ziemlichem Erfolg der Welt gegenüber beobachtet worden war, und Schwanhöfer erwiederte nach einer Pause mit klangloser Stimme: „Lieber Freund

Korn, ich bin nicht glücklich, ich bin gewissermaßen der Unglücklichste der Menschen."

Bernhard schwieg betroffen. Er erinnerte sich wohl mancher Vermuthungen, die im Freundeskreise laut geworden waren, daß nämlich ein Zerwürfniß im Innern der Schwanhöfer'schen Familie ausgebrochen sei, aber es fehlte davon jeder nähere Nachweis, und es hatte sich annehmen lassen, daß der junge Geschäftsmann, der die Hauptaufgabe seines Lebens in seinen spekulativen Unternehmungen erblickte, sich durch deren glücklichen Fortgang über anderweitige Mißlichkeiten trösten würde.

Aber bei Schwanhöfer war es, als wenn eine Schleuse nach langer Zeit plötzlich geöffnet sei; vermöge seiner egoistischen Natur wenig bedenkend, ob eine derartige Eröffnung für den Zustand des kranken Freundes passe, fuhr er fort: „Ja, ich wiederhole es, daß gegen einen Freund jede Heuchelei ein Unrecht ist, und ich schmeichele mir mit der Hoffnung, noch immer einen Freund in Dir zu erblicken, wenn die äußeren Verhältnisse auch unseren näheren Verkehr etwas unterbrochen haben; Du bist eigentlich sogar der einzige Freund, den ich in der ganzen Stadt besitze, darum will ich kein Geheimniß vor Dir haben."

Und nun erzählte er seine ganze Leidensgeschichte.

Bernhard war betäubt und schwieg lange Zeit.

Endlich fragte er: „Und besteht dieses unselige Verhältniß zwischen Dir und Deiner Frau noch immer fort?“

„Noch so, wie am ersten Tage. Sie darf nicht mucken, das kann ich Dir sagen; wie eine arme Sünderin sitzt sie auf ihrer Stube, und ich zeige in jeder Weise, daß ich Herr im Hause bin. Aber ich fühle mich dabei recht unglücklich, und es ist mir eine Art von Erleichterung, dies wenigstens gegen einen Menschen aussprechen zu können.“

„Armer Freund!“ sagte Bernhard.

„Hätte ich doch bei meiner Wahl einer Frau nicht allein auf das leidige Geld gesehen! Kann mich das Geld nun glücklich machen? Und zu denken, daß dieser jammervolle Zustand ein ganzes Leben hindurch fortdauern soll — — ist das nicht schrecklich?“

„Aber er darf ja gar nicht fortdauern, Du kannst und mußt ihm ein Ende machen.“

„Wie sollt' ich das?“

„Du mußt eine Ehe trennen, die vor Gott schon längst getrennt ist.“

„Ja, lieber Freund, das geht nicht. Bei einer wirklichen Scheidung müßte ich das ansehnliche Vermögen meiner Frau herausgeben; dadurch ginge mein Geschäft zu Grunde, und diesen Triumph soll die Person nicht erleben. Im ersten Augenblick hatte ich denselben Gedanken, aber ich mußte ihn gleich wieder aufgeben.“

So schwach sich Bernhard fühlte, und so sehr ihn eine so aufregende Unterhaltung angriff, so sammelte er doch seine ganze Kraft und sprach: „Die Rücksicht auf das Geld darf in dieser Angelegenheit nicht entscheiden. Deine Frau wird auf die Trennung der Ehe eingehen unter der Bedingung, ihr Vermögen in Deinem Geschäft zu lassen und sich mit den Zinsen zu begnügen, bis es Deine Umstände erlauben, nach und nach das Kapital an sie herauszuzahlen."

„Das wird sie gewiß nicht, denn wenn sie einmal durch den Scheidungsprozeß vor der Welt blamirt ist, so wird sie auch weiter keine Rücksicht gegen mich nehmen. O, Du kennst ihre Bosheit nicht!"

„Sie wird einwilligen, wenn Du Deinerseits Dich anheischig machst, über ihre Verschuldung ein vollkommenes Stillschweigen zu beobachten."

„Wie wäre das möglich?"

„Nach den hiesigen Landesgesetzen — über die ich mir in dieser Hinsicht übrigens kein Urtheil erlaube — genügt es zur Trennung einer Ehe, wenn beide Eheleute vor Gericht erklären, daß sie nicht weiter in christlicher Eintracht zusammen leben können, daß sie also Beide auf Scheidung antragen. Schlage ihr dies Verfahren unter der früher angegebenen Bedingung vor, und sie wird gewiß darauf eingehen."

„Es giebt aber doch immer ein öffentliches Skandal."

„Wenn Du dies höher anschlägst als die Fortdauer des jetzigen Verhältnisses, das eben so unerträglich als unverantwortlich ist, so ist Dir freilich nicht zu helfen.“

„Nein, nein, Du hast vollkommen Recht. Du triffst den Nagel auf den Kopf, und ich werde Deinen Rath befolgen.“

Schwanhöfer konnte, so sehr er mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, doch am Ende nicht umhin zu bemerken, daß sein Freund völlig erschöpft sei, er schickte sich darum zum Aufbruch an.

„Noch eins,“ — sagte er — „kann ich Dir vielleicht mit einer Anleihe dienen? Zwischen Freunden ist eine so offene Frage zulässig. Vielleicht macht Dein Gesundheitszustand besondere Ausgaben nöthig.“

„Ich danke Dir von Herzen, lieber Schwanhöfer, für jetzt fehlt es mir nicht an Geld.“

„Aber ich werde Dir eine Anzahl Flaschen eines alten kräftigen Rheinweins senden, der Dir gewiß gut thun wird. Kann ich sonst noch irgend Etwas dazu beitragen, Dir Erleichterung zu verschaffen?“

„Ich danke Dir sehr, aber ich bedarf Nichts. Wenn einmal meine Frau und Kinder in der Lage sein sollten, wo ein Freund Noth thut, dann erinnerst Du Dich wohl meiner und erzeigst ihnen das Gute, was Du jetzt an mir thun willst.“

Es war, als wenn Schwanhöfer erst in diesem

Augenblicke den Gedanken, daß Bernhard bald sterben könne, recht in's Auge faßte, denn es überkam ihn eine plötzliche Rührung, und er sagte herzlich: „Ich will mich als Freund erzeigen in Rath und That, in Rath und That!"

Dann drückte er Bernhard's Hand und entfernte sich.

Als Dora wieder in's Zimmer kam, erschrak sie über das leidende Aussehen des Kranken und machte sich Vorwürfe, den Besuch zugelassen zu haben, aber Bernhard beruhigte sie, sich selbst dem guten Bewußtsein hingebend, Schwanhöfer vielleicht durch seinen Rath einen nützlichen Dienst geleistet zu haben.

## 4. Im Freundeskreise.

Mit einiger Mühe erlangte Bernhard vom Arzte die Erlaubniß, noch einmal den Freundeskreis um sich zu sehen, in dem er sich so oft wohl gefühlt hatte; es vereinigten sich also um ihn außer dem Arzte der Maler, der Prediger und Busse. Die Versammelten waren zu tiefbewegt, um eine lebhafte Unterhaltung zu führen, so sehr auch die sanfte sinnige Weise des Kranken dazu aufforderte. Endlich aber, da ein Gespräch über gleichgültige Gegenstände gar nicht in Gang kommen wollte, brach Bernhard selbst die Bahn zu einem lebhafteren Gedankenaustausch, indem er sagte: „Ich bin immer

ein großer Bewunderer des Dialogs gewesen, den Platon, sein Verfasser, Phädon genannt hat. Ohne im geringsten eine Parallele ziehen zu wollen, die ja in keiner Weise passen würde, möchte ich doch von meinen lieben Freunden hören, was sie über die Unsterblichkeit der Seele denken."

Nach einem kurzen Schweigen begann Schmalz: „Ich meines Theils beruhige mich ganz bei den Lehren unserer Kirche, ich bin der Ueberzeugung, daß mein Heiland auch für mich gestorben ist, um mir den Zugang zu einer ewigen Seligkeit zu verschaffen, indem durch seinen Versöhnungstod die Sünde von mir genommen wird, falls ich selbst in diesem Glauben und Vertrauen mich von ihr lossage und mich der Liebe meines himmlischen Vaters anheimgebe. Bei dieser Auffassung bin ich jeden Augenblick bereit, vor meinen ewigen Richter zu treten, und ich kann mit vollstem Bewußtsein sagen: Tod, wo ist Dein Schrecken?"

Adams ergriff hierauf das Wort: „Ich bin überzeugt, daß unser geistlicher Freund auch in solchen Dingen, die so recht eigentlich zu seinem Departement gehören, eine abweichende Meinung ertragen kann, ich spreche daher offen aus, daß ich niemals die Nothwendigkeit der Versöhnungs-Idee eingesehen habe, um ruhig dem Tode entgegen zu gehen. Ich bestreite schon an sich die Berechtigung dieser Idee, da sie mir unver-

träglich mit der Annahme Gottes als eines liebevollen Schöpfers der Menschen scheint, aber darauf will ich jetzt nicht eingehen, sondern mich auf den Tod allein beschränken. Die wahre Bedeutung desselben beruht nach meiner Ansicht weniger auf dem Blick in die Zukunft, als auf dem Rückblick in die Vergangenheit. Wäre das Leben wirklich etwas Schönes, böte es wahres Glück dar, dann müßte der Tod als eine Trennung von demjenigen, was wir mit Recht geliebt haben, schmerzlich erscheinen. Aber ich leugne durchaus, daß das Leben etwas Schönes und Gutes sei. Wenn es einige annehmbare Seiten darbietet, so werden diese so sehr überwogen von den Schattenseiten, daß der Verlust des Lebens nicht für ein Unglück angesehen werden kann, selbst ohne jeden Anspruch auf ein anderweitiges Dasein."

„Sie scheinen" — sagte Busse — „auf die Gedankenreihe einzugehen, die Platon in einem anderen Dialog dem Sokrates in den Mund legt. Entweder, heißt es da, folgt auf den Tod ein besserer Zustand als der jetzige — denn ein gleicher oder gar schlimmerer läßt sich nicht annehmen —: dann ist es leicht zu sterben; oder es folgt gar Nichts, dann ist der Tod wie ein Einschlafen, um nicht wieder zu erwachen, der höchstgestellte Mensch aber würde nicht anders sagen können, als daß diejenige Zeit seines Lebens, wo er geschlafen

habe, im Grunde die glücklichste gewesen sei. Auf diesem letzteren Standpunkt scheinen Sie ganz zu stehen, lieber Adams."

„Und stehen Sie auf einem anderen?"

„Das darf ich zuversichtlich behaupten. Ich würde gar nicht einmal Lust haben, im Leben Etwas wahrhaft zu lieben, wenn ich denken müßte, daß das Geliebte mir nach der kurzen Spanne dieses irdischen Daseins für immer verloren wäre."

„Also Sie wollen die Erinnerung dieses Lebens in ein anderes mitnehmen?"

„Ich kann mich von dieser Ansicht nicht trennen."

„Und diese Ansicht" — bestätigte Schmalz — „stimmt auch durchaus mit den Lehren unserer Religion überein."

„Darüber ließe sich streiten, wozu ich mir jedoch die Befähigung nicht zutraue. Aber nach meinem Gefühl würde ich gutwillig auf ein anderes Leben verzichten, wenn ich eine Erinnerung an all' die Erbärmlichkeiten dieses jetzigen Lebens mitnehmen müßte. Die ganze Ansicht scheint mir überhaupt auf einer Engherzigkeit — man verzeihe mir den Ausdruck — zu beruhen. Wenn ein König dort noch weiß, daß er hier König war, und der Sklave, daß er Sklave war, so sehe ich eine nur einigermaßen gerechte Ausgleichung nicht ab. Wenn die Frau, welche früh in der leiden-

schaftlichsten Liebe zu ihrem jungen Manne starb, wieder mit diesem Manne zusammentrifft, der seine Liebe zu ihr in einem zweiten, vielleicht dritten Ehebunde bedeutend abgekühlt, fast vergessen hat, so begreife ich nicht, wie sich diese Gefühlsverwickelungen befriedigend lösen sollen. Wenn die junge Mutter ein heißgeliebtes Kind auf der Erde zurückgelassen hat, das sie beim Sterben im anderen Leben wieder zu sehen hoffte, wenn aber dieses Kind selbst zur Mutter, sogar zur Großmutter auf Erden geworden ist, so erscheint mir sehr unklar, wie sich diese verworrenen Herzensbeziehungen auseinander wickeln sollen."

Schmalz sagte entrüstet: „Das sind Sophismen! Das jenseitige Leben ist allerdings zu menschlich und irdisch gedacht, wenn man darin eine unmittelbare Fortsetzung der Beziehungen dieses Lebens annehmen wollte, aber ohne Zweifel werden die ihrer Körper entkleideten Geister, die sich hier geliebt, auch droben sich wieder erkennen und wieder lieben, aber mit einer viel reineren und höheren Liebe. Solche Spitzfindigkeiten, wie Sie da vorbringen, werden schon im Neuen Testamente von unserem Herrn und Meister einfach und würdig widerlegt."

Etwas sarkastisch erwiederte Adams: „Nun, das ist denn Ihre Sache, lieber Herr Pfarrer, wie Sie das Alles mit einander in Einklang bringen wollen."

Busse sagte: „Ich erkläre mich aus Bedürfniß des Herzens für die Ansicht des Herrn Pfarrers, wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich nicht alle Schwierigkeiten lösen kann, die sich dabei darbieten."

„Wahres Gottvertrauen löst alle diese Schwierigkeiten!" sprach der Geistliche mit inniger Ueberzeugung.

Adams setzte hinzu: „Es hilft wenigstens über dieselben hinaus, wenn es sie auch ungelöst zurückläßt."

Um die beiden Gegner nicht heftiger gegen einander werden zu lassen, wandte sich Bernhard an den schweigsamen Arzt mit der Frage: „Was halten Sie von der Erinnerung, lieber Doktor, kann dieselbe bleiben oder nicht?"

Nach einem kurzen Schweigen der Ueberlegung antwortete Teuffer: „Ich spreche mich eigentlich nicht gern über solche Dinge aus, wenn ich sie auch recht gern von Andern besprechen höre; soll ich aber einmal mich darüber äußern, so erkläre ich, daß ich in Beantwortung dieser Frage nicht weiter gehen kann, als meine Wissenschaft mir mit ihrer Fackel vorleuchtet. Die Wissenschaft sagt mir, daß die Erinnerung eine Thätigkeit gewisser Nerven ist, und daß nach Zerstörung dieser Nerven nicht anzunehmen ist, wie ihre Thätigkeit noch fortdauere. Wenn wir uns aber das göttliche Wesen mit der Kraft ausgerüstet denken,

Wunder zu bewirken, so steht Nichts im Wege anzunehmen, daß durch ein Wunder auch die Erinnerung auf einen anderen Zustand der Seele — der ja selbst ein Wunder ist — übertragen wird, ohne daß wir das Nähere zu begreifen vermögen."

Beifällig erklärte Schmalz: „Das ist eine richtige Darstellung der Sache. Wenn auch in unserem gewöhnlichen Leben keine Wunder im höchsten und strengsten Sinne des Wortes vorkommen, so ist doch die ganze Welt, so sind wir selbst durch ein Wunder in's Dasein gerufen, und wieder durch ein Wunder wird unser unsterblicher Geist in ein anderes Dasein versetzt, es wäre daher ein ebenso vermessenes als eitles Bestreben des Menschen, in die Mysterien dieser Wunder mit seinem endlichen und beschränkten Verstand eindringen zu wollen."

Adams begnügte sich damit, einen lauernden Blick auf den Arzt zu werfen, dessen geschraubte und mehrdeutige Erklärung ihm durchaus nicht so mit der Ansicht des Geistlichen zusammen zu fallen schien, wie dieser annahm.

Busse war sehr nachdenklich geworden. Seinem offenen heiteren Sinn waren bisher solche Fragen wenig nahe getreten, und da auch er die sehr bedingten Worte des Arztes anders glaubte auffassen zu müssen

als Schmalz, so sah er sich in einem Labyrinth von Zweifeln verwickelt, aus welchem er für jetzt keinen Ausweg zu finden wußte.

Bernhard begann: „Ich mochte Dich vorher nicht unterbrechen, lieber Adams, sonst hätte ich Dir in der Ansicht widersprochen, daß das Leben nicht etwas Schönes sei. Man muß Deinen Satz umdrehen: obgleich das Leben manche Schattenseiten hat, so werden diese doch von den guten Seiten überwogen. Zwar ein vollkommenes Glück kann es uns nicht bieten, weil wir unvollkommene Wesen sind, aber eben aus der Unvollkommenheit geht das für uns mögliche Glück hervor."

Busse warf ein: „Das versteh' ich nicht recht."

„Indem wir die Einsicht in unsere Unvollkommenheit erlangen, den Trieb besitzen, uns weiter zu entwickeln, und die Mittel dazu in unseren Geisteskräften erhalten haben, ist uns zugleich unsere Bestimmung und unser wahres irdisches Glück angewiesen. Wenn wir etwas Wahres finden, wenn wir etwas Schönes lieben, wenn wir etwas Gutes vollbringen, dann sind wir glücklich und müssen mit Marquis Posa sagen: Das Leben ist doch schön!"

„Wenn aber" — warf Busse ein — „die gefundene Wahrheit nur eine bittere Enttäuschung enthält?"

„Die ernsteste Wahrheit ist dem strebenden Geist unendlich mehr werth als die schmeichelndste Täuschung.“

Adams sagte: „Oder wenn wir Etwas lieben, was uns nicht wieder liebt?“

„Auf die Erwiederung unserer Liebe kommt es eigentlich gar nicht an, sie kann unser Glück vermehren, aber an und für sich nicht ausmachen.“

„Und wenn wir“ — sagte Busse — „in dem Guten, welches wir vollbringen möchten, gestört und gehindert werden?“

„Sowie wir nicht eigennützig in der Liebe sein und schlechterdings Gegenliebe verlangen sollen, so dürfen wir auch nicht eigennützig für unsere Bestrebungen immer Erfolge in Anspruch nehmen.“

„Dieses Glück beruht aber nur in der Idee.“

„Ist ein anderes geistiges Glück möglich? An körperliche Genüsse, an ein materielles Glück habe ich freilich gar nicht gedacht.“

Adams sagte, indem sein Blick trauernd auf Bernhard ruhte: „Da es kein Zweifel ist, daß der Mangel an materiellen Dingen unglücklich machen kann, so muß ihre vorhandene Fülle auch glücklich machen oder wenigstens zum Glück beitragen können.“

„Ich will nicht bestreiten, daß es neben dem höheren geistigen Glück auch ein äußeres materielles gebe,

wie neben der inneren Ehre eine äußere, aber über den vergleichungsweisen Werth beider kann kein Zweifel walten."

„Und doch scheint es, als wenn das äußere Unglück dem inneren Glück nicht blos Abbruch thun, sondern es vielleicht ganz zerstören vermöge. Ist dann das Leben auch schön?"

Mit sanfter Milde erwiederte Bernhard: „Das Leben ist an sich schön, muß als ein göttliches Geschenk schön sein, wenn auch nicht Jeder schön zu leben vermag. Die Störungen von Außen her, von denen Du sprichst, sollten unserer Einsicht nach immer nur mit einem eigenen Verschulden in Verhältniß stehen."

„Dem widerspricht die Erfahrung tausendfach!"

„Wenn dem so ist, was ich nicht ableugnen will, so bleibt das für uns ein ungelöstes Räthsel. Doch dafür ist dem Menschen die Dichtung gegeben, die da beginnt, wo das Leben mit Disharmonieen aufhört, und die es zur edelsten Aufgabe hat, alle menschlichen Beziehungen zu einer versöhnenden Harmonie zu führen. Vor der Gottheit muß das eine sich von selbst verstehende Klarheit sein, wonach unsere begabtesten Menschen ringen."

„Damit werden sich nur sehr wenige Unglückliche zu trösten vermögen, denn eine solche Ausgleichungs-Theorie verlangt eine sehr abstrakte Resignation."

„Und dennoch trösten sich Viele damit, z. B. alle Diejenigen, die in religiösen Dingen einen wahrhaft frommen Standpunkt einnehmen.“

Schmalz bestätigte: „Das ist außer Zweifel. Die Religion ruft die Mühseligen und Beladenen zu sich und entläßt Keinen derselben ohne Trost.“

Bernhard fuhr fort: „Vielleicht aber müßte der Mensch dahin kommen, dieses Trostes nicht einmal zu bedürfen. Wenn er das Rechte nicht darum thut, um in diesem oder jenem Leben Lohn zu erhalten, sondern nur darum, weil es das Rechte und also eine Vernunftnothwendigkeit ist, wenn er Andern Liebe und Güte erzeigt, nicht der Vergeltung wegen, sondern weil ihn sein Herzensbedürfniß dazu treibt, so muß er auch hoch genug stehen, um nicht eben so viel irdisches Glück für sich in Anspruch zu nehmen wie jeder Andere. Die vollkommene Gleichheit an Gaben, Gütern und Schicksalen ist nun einmal unmöglich, man muß also die ganze große Menschheit im Auge behalten, man muß ihr nicht blos thätig, sondern auch leidend Opfer zu bringen wissen.“

Adams warf ein: „Also würde ein Kranker sich damit trösten können, daß er durch sein Kranksein gewissermaßen einen Theil des Krankseins der ganzen Menschheit absorbirt, was nun einmal vorhanden ist und — wie soll ich sagen? — verbraucht werden muß,

und daß er es dadurch andern, ihm freilich ganz gleichgiltigen Menschen ermöglicht, desto gesunder zu sein."

„Wenn diese Aeußerung auch scherzend gemeint sein mag, so liegt doch etwas Wahres darin, abgesehen davon, daß ein Trost im gewöhnlichen Sinne nicht erforderlich sein müßte, wo eine Nothwendigkeit stattfindet."

„Das ist mir zu subtil!" sagte Adams. „Der Trost kann blos Nichts helfen."

Aber Busse sprach: „Ich glaub' es ganz wohl zu verstehen und kann ihm meinen Beifall nicht versagen. Es würde aber aus Ihren Ansichten folgen, daß eine Fortdauer der Seele mit Erinnerung dieses Lebens nicht aus dem Grunde nöthig wäre, der oft angeführt wird, nämlich daß im andern Leben eine Ausgleichung stattfinden müsse, weil sie dem jetzigen fehle."

„Diese Folgerung" — sagte Schmalz — „wird aber unser werther Freund nicht ziehen wollen, weil damit so vieles Böse, das seinen irdischen Richter nicht gefunden hat, straflos ausginge."

Bernhard erwiederte: „Ich könnte einwenden, daß das Böse in sich selbst seine Strafe hat, schon weil es nicht gut ist, aber ich habe überhaupt keine Folgerung ziehen, sondern nur das Leben als nicht unglücklich in

Schutz nehmen wollen. Und ebenso ist auch der Tod kein Unglück. Wenn wir die Aufgabe des Lebens erfüllt haben, so ist überhaupt unseres Bleibens nicht mehr hier auf der Erde, und die Dichtung hat uns mehrfach gezeigt, wie ein nicht endendes Leben der größte Fluch wäre."

Mit einiger Bedenklichkeit äußerte Schmalz: „Sie scheinen mir bei Ihren Ansichten, denen ich sonst nicht zu nahe treten will, dem Grundgedanken des Christenthums, der Versöhnungs-Idee, keine Rechnung zu tragen. Halten Sie dieselbe wirklich für entbehrlich?"

„Für unentbehrlich möchte ich sie wenigstens nicht halten, schon darum, weil weit mehr Menschen der Vorzeit und Mitwelt dieser Idee nicht theilhaftig gewesen sind, ohne daß ihnen wenigstens der Tod schwerer geworden wäre oder noch jetzt würde."

„Diesen Standpunkt kann ich wenigstens — nicht als einen christlichen anerkennen."

Nicht ohne Bitterkeit warf Adams ein: „Der christliche Standpunkt hat die Schrecken des Todes erst heraufbeschworen, um dann durch deren Bekämpfung sich Wichtigkeit und Bedeutung zu verschaffen."

Schmalz entgegnete mit Würde: „Diese Behauptung muß ich entschieden zurückweisen."

Der Arzt sagte: „Und doch, lieber Freund, hat nur

das Christenthum die Lehre von der Erbsünde eingeführt, nicht zwar das ursprüngliche Christenthum, aber die christliche Dogmatik."

Begütigend sprach Bernhard: „Die Versöhnungs-Idee, in hoher Reinheit aufgefaßt, ist ein herrliches und erhabenes Symbol. Da der Mensch in keiner Hinsicht vollkommen ist, so ist er es am wenigsten in der Tugend; mit der Erkenntniß des Guten und Bösen beginnt ein Jeder in größerem oder minderem Grade zu sündigen; wenn aber das letzte Endziel der menschlichen Bestimmung, die gottähnliche Vollkommenheit erreicht werden soll, so muß dem Bösen Verzeihung zu Theil werden. Das schönste und wunderbarste Mysterium des Christenthums nun ist die Verzeihung der Sünde und die Versöhnung mit der göttlichen Vollkommenheit um Christi willen. Wenn irgendwo das Christenthum die Religion der Liebe genannt werden mag, so verdient sie es in diesem Punkte am allermeisten."

„Aber welcher Mißbrauch" — warf der Arzt ein — „ist mit diesem Symbol, wie Sie es nennen, getrieben worden!"

„Das theilt es mit allen anderen erhabenen Ideen, z. B. mit der Freiheit."

Schmalz sagte zu Bernhard: „Wenn ich Ihren Standpunkt einen nicht christlichen nannte, so verstand

ich darunter einen dogmatisch-christlichen, aber ich glaube ihn in einem höheren und vielleicht edleren Sinne dennoch als einen christlichen bezeichnen zu dürfen, und ich überzeuge mich zu meiner Freude immer mehr, daß er Ihnen die vollste Beruhigung zu gewähren vermag, und daß gar Viele von Ihnen lernen könnten, die sich in anmaßendem Stolz ihres Glaubens überheben. Der Herr erhalte Ihnen diese Beruhigung im Leben und — —"

Da er plötzlich stockte, so ergänzte Bernhard sanft: „Und im Sterben, Amen."

Alle waren gerührt.

Nach einer langen Pause begann Busse wieder: „Wir gingen eigentlich bei unserem Gespräch von der Unsterblichkeit der Seele aus, haben auch manches besprochen, was mit diesem Thema zusammenhängt, aber dennoch ist die Hauptfrage meines Wissens nicht erledigt."

Bernhard versetzte: „Sie läßt sich auch gewiß nicht erledigen, weil sie ebenso wenig zu begreifen ist als die Gottheit. Da wir uns schlechterdings keinen Begriff von Gott machen können, so sind wir weitaus noch nicht berechtigt, Gott leugnen zu wollen, auf der anderen Seite verfallen wir aber in kindische oder — gotteslästernde Vorstellungen, wenn wir uns eine ganz bestimmte, menschlich aufgefaßte Idee von ihm machen.

Das Unbegrenzte und Ewige mit einem beschränkten und endlichen Menschenverstand begreifen zu wollen, ist ein eitles Unternehmen. Sich die Schöpfung ohne Gott zu denken, ist ein Widerspruch des gesunden Menschenverstandes; die Erklärungen der sogenannten Materialisten muß ich für krankhafte Ausgeburten halten. Verzichten wir also darauf, uns eine bestimmte Erklärung und Vorstellung von Gott machen zu wollen."

„Sehr richtig" — fiel der Arzt ein — „und wenn selbst ein Engel vom Himmel käme, um uns das Wesen der Gottheit zu offenbaren, so würden wir es doch nicht verstehen, Jeder würde die Offenbarung anders auffassen, Viele würden sie einer Kritik unterwerfen, und nicht Wenige würden gar nicht daran glauben."

Bernhard nickte ihm freundlich zu und fuhr fort: „Nicht anders steht es um die Unsterblichkeit der Seele. Ich weiß Nichts von ihr, ich habe große Bedenken gegen die stehenden Formeln, mit welchen sie als etwas Unumstößliches hingestellt wird, ich schrecke sogar zurück vor manchen Vorstellungen, die man in Beziehung auf sie geltend machen will, aber — — ich hoffe auf sie! Das Bewußtsein meiner menschlichen Bestimmung zur Vervollkommnung im Verein mit der Einsicht, daß ich auch im besten Falle hier im Erdenleben noch unendlich weit hinter der Vollkommenheit zurückbleibe, führt

mich zu jener Hoffnung. Aber ich verzichte darauf, die Möglichkeit zu begreifen, ich wage noch weniger, mir von der Art und Weise eine bestimmte Idee zu entwerfen. Es genügt mir vollkommen, die Unsterblichkeit zu hoffen. Das Einzige, was ich meiner Vernunft als Aufgabe stelle, besteht darin, selbst für die Fälle gerüstet zu sein, welche übrig blieben, wenn meine Hoffnung trügerisch wäre. Doch ich wiederhole abermals: die schönste Beruhigung ist mir die Hoffnung auf Unsterblichkeit. Was ich von diesem Dasein in ein anderes mitnehmen, was ich dort wiederfinden könne, das stelle ich getrost der Zukunft anheim. Da ich diese Zukunft selbst nicht fassen und begreifen kann, so wage ich mich noch viel weniger an die Vorstellung von Einzelheiten. Und jene Hoffnung möge mich nicht verlassen, ich sage mit Goethe:

„O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin: Hoffnung!“

## 5. Die Trinksprüche.

Noch eine rechte Freude hatte Bernhard, als die ersten fertigen Exemplare seines zweiten Romanes vor ihm auf dem Tische lagen. Dora mußte die schön gedruckten Bücher mit besehen und sich mit darüber

freuen. Er sagte: „Der Verleger hat mir acht Freiexemplare gesandt, davon bekommst Du eins, und für jedes unserer Kinder verwahrst Du eins, und Adams, Busse, Teuffer und Schmalz erhalten je eins, und das letzte soll Schwanhöfer haben. Bringe mir Dinte und Feder, daß ich die Namen der Empfänger hineinschreibe."

Sie brachte das Verlangte, und er schrieb die verschiedenen Namen ein.

„Du behältst kein einziges der Bücher?" fragte Dora.

„Ich will das Buch allerdings noch einmal lesen, dazu nehme ich Dein Buch, liebe Dora."

„Soll ich es Dir nicht vorlesen?"

„Nein, ich will es für mich lesen, und den „Volksfreund" auch. Es kommt mir das Gelesene dann vor wie ein Fremdes, und das ist eine eigenthümliche Empfindung, dabei muß ich aber hier und da inne halten und in meinen eigenen Geist hineinblicken."

Darauf holte er eine Rolle von Goldstücken hervor, öffnete sie und streute den Inhalt vor Dora auf dem Tische aus, indem er sagte: „Sieh, ist das nicht ein hübscher Anblick? Das lege nun fort und bestreite damit, was zunächst von Schulden zu bezahlen ist."

Sie sammelte das Geld ein und legte es bei Seite.

Nachdem er einige Zeit nachgesonnen hatte, sagte er: „Wenn ich die literarische Bahn weiter hätte ver-

folgen können, so wäre ich am Ende doch ein anerkannter Schriftsteller geworden."

„Das bist Du jetzt schon, Bernhard."

Er schüttelte den Kopf. „Man hat mich allerdings in ehrender Weise gelobt, Manche haben auch wohl mein Buch mit Freude gelesen, aber eine eigentliche Verbreitung hat es, wie wir ja wissen, nicht gewonnen, und diesem zweiten Werke mag es vielleicht nicht besser gehen. Einestheils fehlte mir vielleicht der richtige Takt, den sich Schriftsteller leichter aneignen, wenn sie sich blos diesem Beruf widmen und nicht eine Nebenbeschäftigung daraus machen, anderentheils ist es auch wohl schwer, ganz ohne Ruf, ohne literarische Freunde und Verbündete sich Bahn zu brechen. Wäre der „Volksfreund" nicht im Kater'schen Verlage erschienen, so wäre er vielleicht ganz spurlos vorübergegangen."

So milde sonst Dora war, so wenig konnte sie doch an den Kater'schen Verlag ohne tiefe Entrüstung denken, sie sagte daher: „Hätte doch der Himmel gefügt, daß Du gleich einen solchen Verleger wie den letzten gefunden hättest! Der Buchhändler Kater hat nicht rechtschaffen an Dir gehandelt."

„Das wollen wir nicht behaupten, sondern höchstens, daß er nicht edelmüthig gehandelt hat. Aber das ist ja nun vorbei und verschmerzt, wir wollen nicht wieder darauf zurückkommen. Hole uns eine von den

Weinflaschen, die mir Schwanhöfer geschickt hat, und zwei Gläser, denn wir müssen die Erscheinung dieses Buches festlich begehen, und ich will einige Trinksprüche ausbringen."

Dora sah ihn ängstlich fragend an.

„Beruhige Dich nur, es wird mir nicht schaden; statt sonst ein Glas auf einen Trinkspruch zu leeren, werde ich nun jedesmal nur nippen."

Sie holte den Wein nebst den Gläsern und füllte die letzteren.

Bernhard erfreute sich, sein Glas erhebend, an dem Glanz des durchsichtigen flüssigen Goldes und an dessen edlem Wohlgeruch, dann sprach er mit gehobener Feierlichkeit: „Der erste Spruch und Trunk kann Niemand anders geweiht sein als Dir, meine heißgeliebte Dora, mein treues unübertreffliches Weib. Tausend Dank Dir für alles Glück, das Deine Liebe mir bereitet hat!"

Er stieß mit Dora an, schlürfte etwas von dem Weine und zog dann Dora an seine Brust.

Sie sagte, mit Mühe ihre Rührung bekämpfend: „Ich habe mir redliche Mühe gegeben, durch meine Liebe zu Deinem Glücke beizutragen, aber leider waren die Mühen und Sorgen des Lebens mächtiger, als meine Bestrebungen."

„Das waren sie nicht, ich habe trotz ihrer ein unsägliches Glück in Deiner Liebe gefunden. Ich begreife

jetzt selbst nicht, wie mich die armseligen Sorgen um das äußere Leben so beugen konnten, da ich doch nach einer anderen Seite hin so reich war."

„Ach, lieber Bernhard, Du hast Dich neben allen Sorgen zu viel mit Arbeiten anstrengen müssen, das war das eigentliche Unglück."

„Wenn von einem solchen geredet werden kann, so lag es darin, daß ich ungeachtet aller Anstrengung doch die Sorgen nicht vermindern konnte. Ueber Deine Zukunft, meine Theure, ist mein Herz beruhigter, als ich es vielleicht vor dem Verstande verantworten kann, ich kann es selbst nicht begreifen, aber mich erfüllt eine zuversichtliche unerschütterliche Hoffnung, daß es Dir gut gehen werde."

„Gut gehen? Ja, wenn ich Dich behielte!"

„Auch ohne meine persönliche Nähe. Mein Geist bleibt Dir als eine unveräußerliche Erinnerung der Liebe, das ist mehr als eine Erbschaft von Geld und Gut. Nun laß uns anstoßen auf das Wohlergehen unserer Kinder!"

Sie stießen an, aber Dora mußte sich abwenden, um zu verbergen, daß doch eine Thräne in das Glas gefallen war.

Bernhard fuhr fort: „Ich könnte sie unter keiner besseren Pflege und Obhut zurücklassen, als unter der Deinigen. Du weißt, ich wünsche nicht, daß Arthur

meinen Stand ergreife; er hat ein weiches Gemüth, und da ist es fraglich, ob er den Entbehrungen und Sorgen desselben gewachsen wäre; Dir ist bekannt, daß ich ihn mir am liebsten als einen tüchtigen Gärtner denke. Dagegen erziehe unsere Mathilde, wenn sie Fähigkeit und Lust zeigt, zur Lehrerin, das ist für ein Mädchen ohne Vermögen ein schöner und edler Beruf. Von unserem jüngsten Kinde läßt sich noch nicht reden."

Dora versetzte: „Deine Wünsche sind mir mit unvergänglicher Schrift in's Herz geschrieben."

„Ich hoffe," — fuhr Bernhard fort — „daß die Kinder brav und fleißig werden, und daß Du viele Freude an ihnen erlebest."

„Sie sind mir neben der Erinnerung an Dich mein theuerstes Besitzthum."

Er küßte sie leicht auf die Stirne, erhob abermals das Glas und sagte: „Diesen Spruch bring' ich dem Lehrerstande! Obgleich ich selbst von seinen Schattenseiten gesprochen habe, so halte ich ihn doch unendlich hoch und werth. Die Lehrer, die ersten Wohlthäter der Menschheit, sind nur so ungünstig gestellt, daß sie einen zu schweren Kampf mit dem Leben zu bestehen haben. Aber ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo die Mittel vorhanden sind, die Pfleger der höchsten Interessen nicht so sehr in den Nöthen des Bedürfnisses verkümmern zu lassen. An dem guten Willen wird es

nicht fehlen, oder vielmehr fehlt es schon jetzt nicht, aber es wird noch eine geraume Zeit dauern, bis die Verhältnisse erlauben, daß dieser heiligen Pflicht Genüge geschehe. Mögen bis dahin die braven Männer, die unter dem Druck ihrer Lage zu dulden und zu leiden haben, gehalten und getragen sein durch das eigene Bewußtsein!"

Er sank erschöpft zurück in seinen Sessel, während ihm Dora mit sorgsamer Hand die Kissen zurecht rückte. Aber er erhob sich wieder und sagte: „Den Rest des Glases leere ich auf die zurückbleibenden Freunde, die meiner stets in herzlicher Liebe gedenken mögen. Und namentlich schließe ich zwei Männer ein, die ich mit meinen leiblichen Augen nie gesehen, denen ich aber in aufrichtiger Dankbarkeit ergeben bin: den guten alten Dichter, der es so gut mit mir meinte, und den wackeren Buchhändler, der mir nun noch zuletzt eine große Freude bereitet hat. Möge Jener seine Tage in ungetrübter Ruhe verleben, und möge Dieser, wenn auch nicht an meinem Werke, doch an anderen sich segensreicher Erfolge erfreuen!"

„Du darfst jetzt gewiß nicht mehr sprechen, theurer Bernhard!" sagte Dora besorgt.

„Nein, das will ich auch nicht. Du spielst mir eine Deiner sanften Melodieen, und dann schlummere ich wohl ein."

## 6. Nachher.

Unsere Darstellung überspringt einige Zeit, weil wir nicht zu schildern versuchen, wie der sanfte Dulder sein Lager nicht mehr verlassen konnte, wie an diesem Lager das treueste der Weiber saß, den eigenen Schmerz zurückdrängend, um den milden Frieden des enteilenden Geistes nicht zu stören, wie dieses treffliche Weib für jedes leise gesprochene Wort eine liebevolle Erwiederung, für jeden leichten Händedruck ein himmlisches Lächeln besaß; wir wollen noch weniger die letzten bangen Stunden beschreiben, wo nach dem Abschied von den Kindern, die freilich ihren Verlust nicht zu ermessen vermochten, der Abschied der Ehegatten folgte, die nur zu gut wußten, was sie aneinander verloren, wo der Kranke so, wie er gewünscht hatte, in vollem Bewußtsein nach einem scheidenden Liebesblick auf seine Dora die Augen für immer schloß; und am wenigsten wollen wir es unternehmen, von dem Schmerze Dora's, von den heißen Thränen zu reden, die nun um so reicher strömten, je länger sie hatten zurückgehalten werden müssen, denn welcher gefühlvolle Mensch könnte sich dies Alles nicht lebhaft genug vorstellen? Aber Dora vergaß dabei nicht, daß sie Mutter war, daß sie als Hausfrau auftreten mußte, wenn auch in einem gleichsam verwaiseten Hause.

Das Begräbniß war vorüber, bei welchem Schmalz eine warme Rede gehalten, die alle Anwesenden um so stärker rührte, als das eigene Herz des Redners tief bewegt war. Und nicht blos die Schüler, die den geliebten Lehrer zum Grabe getragen oder geleitet, nicht blos die Amtsgenossen und näheren Freunde, auch das ganze übrige Leichengefolge, das in unerwarteter Zahl sich eingestellt hatte — Alle waren recht tief gerührt gewesen. Wie mancher ehemalige Schüler mußte der Zeit gedenken, wo der Mann, der nun im engen Sarge lag, sein Herz ergriffen, seinen Geist für alles Gute und Große entflammt hatte; wie manchem Vater fiel es ein, daß er die Umkehr seines Sohnes vom falschen Wege dem treuen Lehrer verdanke, auf den dort die ersten Erdschollen herabfielen; wie mancher wackere Bürger, dem der Todte fremd geblieben oder entfremdet worden, fühlte sich nun, wo er für immer geschieden war, ihm durch die herzlichen Worte des Grabredners näher gerückt!

Als Schmalz vom Grabe zurückkehrte zur Wittwe, da fand er bald, daß eine Tröstung im gewöhnlichen Sinne hier ebenso überflüssig war, wie eine Vorbereitung zum Tode im gewöhnlichen Sinne bei dem Gatten nicht für nöthig gehalten werden konnte.

Er sagte mit mildem Ernst: „Ich will Ihre Thränen nicht zu trocknen versuchen, verehrte Frau, ich möchte

sie eher theilen. Der Selige verdient die Thränen Derer, die ihn liebten, und diese Thränen sind seiner würdig, sie entsprechen durch sanfte Mäßigung dem edlen Charakter des Beweinten.“

„Sie haben Recht,“ — erwiederte Dora — „mein Schmerz bedarf keines eigentlichen Trostes, denn ich möchte ihn um Alles nicht vermindern, er verbindet mich mit ihm, der nur von mir gegangen ist, als wenn er eine große Reise angetreten hätte, mir aber nicht verloren wäre. Und er ist mir sicher unverloren!“

Ihr die Hand drückend, sagte der Geistliche: „Ja, das ist er, und auch uns ist er unverloren, seinen Freunden, welche sein Bild bis zum eigenen Tode unvergeßlich begleiten wird. Wann wird wieder ein Lehrer da sein, der so siegreich über die Herzen der Jugend gebietet? Wann ein Freund, der so duldsam gegen die Schwächen seiner Freunde war?“

Mit stärker fließenden Thränen setzte Dora hinzu: „Und wann ein Gemahl und Vater, der so ganz in Liebe aufging, der sich für die Seinigen aufrieb in aufopfernder Thätigkeit?“

„Friede sei seiner Asche,“ — sagte der Geistliche — „uns bleibt die ungetrübte Erinnerung an ihn.“

„Und die Liebe!“ flüsterte Dora leise.

Als der gute Geistliche fort war, setzte sie sich still in Bernhard's Stube, das kleinste Mädchen auf dem

Schoße haltend, während die beiden anderen Kinder sich traurig an ihre Seite schmiegten. So saßen sie da eine lange Zeit.

Endlich sagte Mathilde: „Wann kommt der Vater denn nun wieder?“

Die Mutter verschloß den fragenden Mund mit einem Kusse, aber Arthur sagte: „Er kommt gar nicht wieder; wer gestorben und begraben ist, der kann nicht wieder kommen. Nicht wahr, Mutter, darum weinst Du so viel?“

Sie schloß auch diesen Mund mit einem Kuß, aber solches Reden der Kinder bewegte sie mehr als alles Andere. —

Adams und Busse kamen zusammen, aber nur der Letztere wußte durch eine maßvolle Weise, womit er die eigene Trauer in der größeren der Wittwe gleichsam aufgehen ließ, der Situation eine geeignete Seite abzugewinnen. Adams war hastig und unstät; er ging im Zimmer umher, als wenn er Etwas suche, und doch konnte Nichts seine Aufmerksamkeit fesseln; er legte den Kindern Fragen vor, ohne auf die Antworten zu hören. Unmittelbar von dem Verstorbenen sprach er nicht, aber er begann auf die Einwohner der Stadt zu schelten. „Jetzt,“ — sagte er — „wo die Zippelstedter einen Mann, den sie unter sich zu haben nie verdienten, nicht mehr besitzen, nun reden sie davon, was sie an ihm

verloren hätten. Das ist eine wohlfeile Anerkennung! Sie hätten das früher einsehen sollen."

Sehr ernst entgegnete Busse: „Die Theilnahme unserer Mitbürger ist ebenso allgemein als aufrichtig, und es wäre in der That Unrecht von Ihnen, wenn Sie sich in irgend einer Weise dagegen aussprechen wollten."

„So? Ist die Theilnahme von Crusius, Kiesewetter und Consorten aufrichtig?"

„Das will ich nicht behaupten, aber es sind nur sehr Wenige, und sie stammen nicht einmal aus dieser Stadt."

„Die Zippelstedter sind nun einmal — —"

Aber Dora unterbrach ihn: „Lieber Herr Adams, ich bitte Sie inständigst, nicht in so allgemeiner Weise die Einwohner dieser Stadt zu tadeln. Ich weiß, wie es meinen lieben Mann oft geschmerzt hat, daß Sie allgemeine menschliche Schwächen so bitter hervorhoben als Gebrechen unserer Mitbürger, und ich selbst kann es durchaus nicht billigen. Um seinet- und meinetwillen erfüllen Sie meinen Wunsch, nicht in diesen Ton zu gerathen."

„Nun gut — nun gut — ich will nicht weiter davon reden. Wenn Sie mir auch ein wenig böse sind, so hab' ich doch ein Mittel in Händen, um Sie wieder

gut zu machen. Ich hab' in den letzten Zeiten zu Hause an einem Bilde gemalt, das bald fertig ist — —"

„Ein Bild von meinem Mann?" fiel Dora aufgeregt ein. „O wie dankbar bin ich Ihnen dafür! Ich habe während der Krankheit Bernhard's nicht an so Etwas gedacht; es wird mir ein sehr lieber Besitz, für meine Kinder aber unschätzbar sein, weil sie ja sonst später gar nicht wissen, wie ihr Vater ausgesehen hat."

Als beide Männer sich verabschiedet hatten und zusammen über die Straße gingen, konnte Busse nicht umhin, dem Maler noch einmal vorzuhalten, daß er sich seiner satyrischen Ausfälle enthalten müsse. Er sagte: „Bessern wir Etwas durch solche Angriffe? Sind überhaupt diese Angriffe berechtigt, da sie doch blos von dem Schaum der Oberfläche geschöpft wurden? Unser verstorbener Freund sagte einmal zu mir, als wir über diese Ihre Gewohnheit sprachen: der echte Scherz entspringt aus wahrer Liebe, indem wir belächeln, was uns nicht erzürnen darf, und wir haben kein Recht, die fremden Gebrechen zu tadeln, wenn wir nicht vorher streng und ernst in's eigene Herz geblickt und unseren Werth gegen fremden abgemessen haben; des Satyrikers Spott soll nur so weit gehen, als er selbst über dem Gegenstande des Spottes steht."

Verdrießlich sagte Adams: „Weil ich ein anderes

Mal vielleicht in besserer Stimmung für Ihre Strafrede bin, so erlaube ich mir jetzt mich zu beurlauben."

„Nichts für ungut! Lassen Sie den Schatten unseres Freundes nur versöhnend zwischen uns treten. Soll ich eine Kopie des Bildes erhalten?"

„Vielleicht. Für diesmal muß ich mich wirklich aus Ihrer Gesellschaft entlassen." —

Nach einigen Tagen kam auch Schwanhöfer zum Besuch. Er war sehr verstört und sah sich selbst gar nicht mehr ähnlich. Dennoch schienen seine Erklärungen des Beileids aus dem Herzen zu kommen, so daß Dora ihrerseits fragte, ob er unwohl oder ihm etwas Unerfreuliches widerfahren sei.

Er versetzte: „Es widerfährt mir nur Unerfreuliches, und ich kenne die Freude gar nicht mehr. Hat Ihnen nicht mein verstorbener Freund Mittheilungen in Beziehung auf meine Angelegenheiten gemacht?"

„Durchaus keine besonderen."

„Ich konnt's mir denken: treu und verschwiegen bis zum letzten Augenblick! Die Sache selbst mag auf sich beruhen, aber so viel will ich nur bemerken, daß mir mein verstorbener Freund bei meinem letzten Besuch einen sehr guten Rath gab, welchen zu befolgen traurige Umstände seitdem verhindert haben. Ist Ihnen im Allgemeinen Nichts davon zu Ohren gekommen?"

„Nicht das Mindeste."

„So will ich Sie bei Ihrer jetzigen Gemüths-verfassung nicht damit behelligen. Kann ich Ihnen übrigens in irgend einer Weise behilflich sein? Ich habe meinem Freunde versprochen, Ihnen mit Rath und That beizuspringen, und ich werde dessen eingedenk sein, obgleich seitdem die Verhältnisse — —"

Dora unterbrach ihn: „Ich danke Ihnen für den guten Willen. Für den Augenblick wüßte ich keine Gelegenheit, denselben in Anspruch zu nehmen, sollte sich diese Gelegenheit aber später finden, so werde ich mich daran erinnern, daß sie einer der ältesten Freunde meines Mannes sind."

„Ja, erinnern Sie sich daran! Einer der ältesten? Nein, der älteste hier im Orte, der sogar die eigentliche Veranlassung zur Uebersiedelung in diese Stadt war. Jetzt aber rufen mich nothwendige Geschäfte, ich muß mich Ihnen deshalb empfehlen." —

Begreiflicher Weise setzte der Kreisarzt auch nun, wo seine Wissenschaft nicht mehr nöthig war, die Besuche im Trauerhause fort, ja er schien sich, als wenn es sich so von selbst verstände, als eine Art von Vormund der verwaisten Familie zu betrachten. Da er sehr bald nach Schwanhöfer's Entfernung vorsprach, so erwähnte Dora desselben sowie der auffallenden Veränderung, die mit dem Manne vorgegangen wäre.

Teuffer erwiederte hierauf: „Die Sache ist kein

Geheimniß mehr. Man hat sich schon lange den Kopf über das Zerwürfniß zerbrochen, welches zwischen der Schwanhöfer'schen Familie und den ehemaligen Hausfreunden, Kiesewetter und Crusius, ausgebrochen war, man wagte auch allerlei Vermuthungen, konnte aber durchaus nichts Sicheres ermitteln. Jetzt ist so gut wie ausgemacht, daß ein strafbares Verhältniß zwischen Crusius und Frau Schwanhöfer bestanden hat."

„Das ist ja gar nicht möglich! Das muß eine grundlose Verleumdung sein!" rief Dora.

Achselzuckend entgegnete der Arzt: „Es ist kaum mehr zu bezweifeln. Anfangs zwar haben die beiden Schwanhöfer die Sache vertuscht, indem sie sich der unbequemen Hausfreunde entledigten. Man scheint eine eigentliche Scheidung aus Rücksicht auf die Geldverhältnisse vermieden zu haben, doch soll im Innern des Hauses eine völlige Trennung vorhanden gewesen sein. Daß Kiesewetter und Crusius das Geheimniß streng beobachteten, läßt sich begreifen."

„Aber das war ja ein entsetzlicher unnatürlicher Zustand, dem eine wirkliche Trennung der Ehe entschieden vorzuziehen gewesen wäre!"

„Ohne Zweifel, doch überwog muthmaßlich die Geldfrage. Endlich scheint der getäuschte Ehemann das Verhältniß auch durch eine Scheidung haben lösen zu wollen, mit dem Vorbehalt jedoch, daß das Ver-

mögen der Frau verzinslich in seinem Geschäft, wenigstens einstweilen, stehen bleibe, und es hätte sich die Anordnung vielleicht wirklich treffen lassen, wenn nicht in den letzten Tagen ein Zwischenfall eingetreten wäre. Die große Handelskrisis, von der man so viel in den Zeitungen gelesen hat, ist auch auf das Geschäft der beiden Schwanhöfer nicht ohne schlimme Einwirkung geblieben. Der Vater hat sich aus seiner alten bequemen Weise, ein wohlhabender Mann zu werden und zu bleiben, durch die verlockenden Pläne des Sohnes herausreißen lassen, dieser Letztere aber, obwohl gewiß nicht untüchtig in seinem Fache, entbehrt doch wohl jener tiefen Einsicht und jenes angeborenen Genies, die den wahrhaft großen Geschäftsmann ausmachen, und er mochte seine geistigen Kräfte überschätzt haben, als er zugleich den Kaufmann und den Fabrikanten spielen wollte. Jene Krisis nun hat den Schwanhöfer'schen Unternehmungen Verluste gebracht, deren Umfang man zwar nicht kennt, die aber jedenfalls sehr bedeutend sein müssen."

„Das thut mir leid," — sagte Dora — „übrigens können solche Unglücksfälle ja auch den klügsten und gewiegtesten Kaufmann treffen, und überhaupt kommt dieser Schlag gar nicht in Betracht gegen das furchtbare häusliche Unglück, wovon Sie vorher sprachen."

„Beides hängt wohl genau zusammen. Denn als

Frau Schwanhöfer von diesen bedrohlichen Umständen hörte, drang sie auf die sofortige Auslieferung ihres Vermögens im Falle einer Scheidung, ja sie schien den Verlust ihres guten Namens geringer anzuschlagen, als denjenigen ihres Geldes. Beide Parteien beriethen sich mit Rechtsbeiständen oder Freunden so hastig und rücksichtslos, daß die Decke von dem bis dahin streng beobachteten Geheimniß gelüftet und das eigentliche Sachverhältniß ruchbar wurde. Es wird jetzt, wo von der einen Seite der Stolz, von der anderen die Scham abgeworfen ist, ohne Zweifel zu einem erbitterten und skandalösen Prozesse kommen."

„In der That, das beklage ich außerordentlich. Wie oft habe ich im Rückblick auf meinen lieben armen Mann den reichen Schwanhöfer beneidet und seufzend gewünscht, daß in Beziehung auf äußere Güter ein gleichmäßigerer Austausch stattfinden möchte."

„Wenn Ihr edler Gemahl gegen diese Güter auch nur ein Theilchen seines inneren Glückes hätte auswechseln müssen, so würde er selbst nie eingewilligt haben."

„Gewiß nicht. Der Mangel des Geldes kann schwere Sorgen machen, aber der Besitz desselben führt leicht viel Schlimmeres herbei."

„Fallen Ihnen in Beziehung auf Crusius nicht besondere Gedanken ein?"

„Daß ich nicht wüßte. Ich habe den Mann nie leiden können, ich habe sogar tiefen Unwillen gegen ihn gehegt, weil er meinem guten Bernhard vieles Unangenehme zugefügt hat, aber davor behüte mich Gott, daß ich eine Art von Schadenfreude über sein Unglück empfände."

„Die Sache wird für ihn von schweren Folgen sein. Selbst wenn die Schwanhöfer'sche Familie es nicht zum Prozeß kommen läßt, so ist doch schon zu viel von seinem Vergehen kund geworden, als daß er seine hiesige Stellung behaupten könnte."

„Ja, ich begreife wohl, daß er seine Stelle wird niederlegen müssen."

„Wenn er es nicht freiwillig thut, so wird er dazu genöthigt. Nun denken Sie sich, wie gut sich Alles gestaltet hätte, wenn dieser Umschwung Ihren lieben Mann noch am Leben und in Gesundheit angetroffen hätte; es wäre kein Zweifel gewesen, daß ihm die Direktorstelle zu Theil wurde, die ihm schon früher von Gottes und Rechtswegen zukam."

Traurig sagte Dora: „Ich hätte meinem Bernhard diese Freude und Genugthuung wohl gegönnt, aber das hat nicht so sein sollen."

„Glück oder Unglück in den äußeren Lebenserfolgen beruht gemeiniglich darauf, ob die Ereignisse zur rechten oder unrechten Zeit eintreten; das „zu früh" oder

„zu spät“ kennzeichnet Diejenigen, die nicht Lieblinge der launigen Fortuna sind. Ich muß Sie jetzt verlassen, werthe Freundin, aber ich komme recht bald wieder, und da wollen wir Ihre eigene Lage möglichst scharf in's Auge fassen.“

## 7. Adams.

Als Adams sich von Busse in etwas rauher Weise verabschiedet hatte, setzte er seinen Weg fort, so tief in Gedanken versenkt, daß er gar nicht beachtete, wohin er seine Schritte richte. Als er sich wieder besann, wo er sich eigentlich befinde, stand er an der geöffneten Pforte des Kirchhofes. Nach kurzem Zögern trat er hinein und stand bald neben Bernhard's frischem Grabe; es war mit frischen Blumen und Kränzen bedeckt, und unter den letzteren befand sich ein Lorbeerkranz. Daß diese Spenden nicht von der Wittwe herrührten, ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, denn sie hatte dazu wohl schwerlich Stimmung und Muße gehabt, die lieblichen Todtenopfer mußten also von Anderen herrühren, am wahrscheinlichsten von früheren Schülerinnen des Verstorbenen. Adams betrachtete die freiwilligen anspruchslosen Liebesgaben nicht ohne Bewegung, besonders den Lorbeerkranz; er hob denselben sacht auf und legte ihn auf die Stelle, wo das Haupt des Todten sich befinden mußte. Dann

setzte er sich auf einen Grabstein, der unmittelbar daneben lag, und überließ sich einem ernsten Nachdenken.

„Armer Freund,“ — sprach er zu sich — „Du in Deinem stillen kalten Grabe weißt Nichts von den Blumen und Kränzen, die man darauf gelegt hat, aber es ist doch recht schön, daß man Dich und sich selbst damit geehrt hat.

„Ich habe Dich immer bedauert, daß Dir Nichts recht glücken wollte, daß auch das Gute, was das Schicksal Dir zuwarf, durch tausend Armseligkeiten verkürzt und verkümmert wurde; ich habe Dich für unglücklich gehalten, weil ich Dich den Sorgen und Mühseligkeiten erliegen sah, und für um so unglücklicher, weil Deine weiche Seele jeden tückischen Streich, der von Außen gegen Dich geführt wurde, tief empfand, so bereitwillig Du auch warst, ihn zu entschuldigen. Aber kann man Dich wirklich *unglücklich* nennen? Ich glaube es jetzt nicht mehr.

„Jene schönen Tage im Fichtelgebirge, wo wir vier junge Männer noch an den Pforten einer Zukunft standen, steigen lebendig vor meinem Geiste empor. Wenn auch noch so verschieden, so waren wir doch Alle — Jeder in seiner Weise — mit hinreichenden Gaben ausgerüstet, um im Leben ein gewisses Glück zu machen.

„Wer konnte Vanhulsten ansehen in seiner Kraft, mit seinem gewaltigen Willen, von so unermeßlichem

Reichthum unterstützt, und war nicht überzeugt, er würde sich nur das Höchste zum Ziel setzen, aber er würde sicher auch das Höchste erringen und damit die Befriedigung seines Lebens erreichen? Und was ist aus ihm geworden? Schwanhöfer behauptet, er sei im Meere ertrunken, Korn sagte mir einmal, er sei viel später in tiefer Abgeschiedenheit gestorben; jedenfalls ist er verschollen, ohne etwas Großes vollbracht und sich einen Namen verschafft zu haben, folglich ist er nicht glücklich geworden, denn ihm war Glück und die Erlangung großer Erfolge eins und dasselbe.

„Sehr bescheiden waren dagegen Schwanhöfer's Ansprüche an das Leben, aber alle Mittel, sie zu erfüllen, in reichem Maße vorhanden. Ein wenn auch beschränkter, doch angenehmer junger Mann, gesund und Freude an Lebensgenüssen findend, ohne höhere geistige Bedürfnisse und leicht mit sich selbst zufriedengestellt, in günstigen Verhältnissen stehend, die ihm einen mehr als genügenden Erwerb leicht machten: was fehlte ihm, um ein wohlhabender Geschäftsmann, ein behaglicher Hausvater, ein angesehener Bürger seiner Stadt zu werden? Und was ist aus ihm geworden? Ein am Bankerott stehender Spekulant, ein betrogener Ehemann, ein Gegenstand des Spottes oder Tadels! Fürwahr, man kann ihn in jeder Hinsicht unglücklich nennen, wenn es nicht etwa für ein Glück zu erachten

ist, daß aus dieser unseligen Ehe keine Kinder entsprungen sind.

„Vergleiche ich mit den Beiden diesen Gestorbenen, so erscheint er mir eher als glücklich. Seine Besitzungen bestanden in einem reichbegabten Geist und in redlich errungenen Kenntnissen; er hat Beides nach besten Kräften und in schönster Weise zur Geltung gebracht. So viele scharfe Spitzen auch das Leben gegen ihn richtete, so war sein Blick doch immer auf Höheres gerichtet, so grausam ihn auch Armuth und Bedürfniß verfolgte, so floß doch immer die Quelle seines edlen Herzens rein und lauter. Er liebte und wurde wieder geliebt, er streute den Samen des Guten aus und sah manche Frucht, er beabsichtigte immer und überall das Größte und Beste, und wo die Erfüllung versagt blieb, da blickte sein treues Auge weiter hinaus in das schöne Reich der Hoffnung. War er nicht glücklich? In seinem eigenen Sinne war er es, wenn er auch dem äußeren Unglück erlag.

„Und ich selbst? Mit einem hinreichenden Talent ausgestattet, um eine ehrenhafte Existenz zu sichern, ja um Ruhm zu erwerben, habe ich gelebt wie ein italienischer Lazzarone, mir nur eben so viel verdienend, daß ich nicht verhungere, oder wie ein sinnloses Insekt, das seine wenige Nahrung aus der ersten besten Blume saugt und dann zwecklos umherschwirrt. Ich bin

manchmal zweifelhaft über meine wirkliche Abstammung und möchte sie eher von den guten Zigeunern als der ehrenwerthen Familie Werneuchen herleiten, denn meine echte Vagabunden=Natur ist unbesiegbar gewesen. Wenn ich meinte, es sei mir Alles einerlei, so bemäntelte ich damit nur meinen Grundfehler der Trägheit. Ich bin ein ausgemachter Faullenzer gewesen mein Leben lang, aber mein Herz war nicht immer so kalt, wie es schien. Hätte mich nur die Sauerländerin, die Agnes, zum Manne genommen, so wäre aus mir wohl — — nichts Anderes geworden wie jetzt, ich wäre ohne Zweifel ein höchst miserabler Ehemann gewesen, denn aus meinem Stoff schnitzt man keine guten Eheleute, weil er bröckelt, ich mußte meine Lehr= und Wanderjahre fortsetzen, um — Nichts zu lernen.

„Aber die letzten Reden des Freundes Korn haben mich nicht wenig stutzig gemacht und in meiner Sicherheit erschüttert, und besonders getroffen hat mich sein gleichsam aus dem Grabe durch Busse's Mund zu mir gesprochenes Wort. Ich bin ein herzloser Spötter gewesen, der blos zum Zeitvertreib und Vergnügen über die Menschen herzog, die doch am Ende mehr werth waren, wie ich selbst. Denn ich möchte selbst wohl wissen, wo mein Werth steckt. Ich habe nie auch nur das Geringste gethan einem höheren Zwecke zu Liebe.

Aber mein todter Freund soll nicht vergebens zu mir geredet haben, ich gelobe an seinem Grabe, daß ich nun anfangen will, was er immer geübt hat, Gutes zu vollbringen. Ich bin zwar ein alter Anfänger, aber es wird doch schon gehen, zumal da ich in der Familie meines Freundes Gelegenheit genug habe, meine Sporen auf dieser Laufbahn zu verdienen." —

Er erhob sich von dem Grabsteine, suchte das Grab der kleinen Rosa auf, reinigte es vom Unkraut und begab sich dann nach seiner Wohnung, um an dem Bilde seines Freundes zu malen. Wenn ihn einmal das Arbeitsfieber befiel, so konnte er Außerordentliches leisten, und so dauerte es auch jetzt nur einige Tage, bis das Gemälde fertig war und der Wittwe gebracht werden konnte. Ein aus den verweinten Augen hervorbrechender Strahl hoher Freude und ein warmer Druck der Hand lohnte ihm das ebenso wohlangebrachte wie wohlgelungene Geschenk. Während dann das noch immer schöne, ja in seinem Schmerz doppelt schöne Weib mit dem Ausdruck der innigsten Liebe an dem Bilde hing, war es selbst der Gegenstand bewundernden Anschauens von Seiten des Malers. „Beim Himmel," — sagte er für sich — „ich muß sie malen, giebt's eine bessere Mater dolorosa?"

Sie aber wandte sich um, und nachdem sie nochmals ihren Dank ausgesprochen hatte, sagte sie:

„Kaum haben Sie mich durch diese herrliche Gabe beglückt, so habe ich schon wieder eine Bitte oder wenigstens eine Frage an Sie zu richten.“

„Lassen Sie's lieber eine Bitte als eine Frage sein.“

„Obgleich ich die näheren Umstände nicht angeben kann, so darf ich doch sagen, was überhaupt schwerlich ein Geheimniß bleiben würde, daß die Erbschaft, welche meinem Manne nachher wieder abverlangt wurde, von seinem und Ihrem gemeinschaftlichen Freunde Vanhulsten herrührte.“

„Ah!“ rief Adams überrascht.

„Der Bruder desselben ist der reiche Banquier Kornelis in Amsterdam, dessen Bevollmächtigter die Summe nur als ein Anlehen, nicht als ein Geschenk betrachten wollte, und mein Mann gab nach, um sich nicht einem verdrießlichen Prozesse auszusetzen. Als ich später an Herrn Kornelis selbst die Bitte richtete, die Ausbezahlung des Geldes nicht zu verlangen, sondern es als eine Schuld stehen zu lassen, willigte er so unbedenklich ein, daß sowohl mein Mann als ich immer meinten, er würde auch, wenn ihm die Sache richtig vorgestellt würde, das wahre Verhältniß eingesehen und anerkannt haben, nämlich daß die Summe ein unaufgefordertes, ganz freiwilliges Geschenk Vanhulsten's war. Ich wollte selbst hierüber an Herrn Kornelis schreiben, aber es spricht in meinem Innern

Etwas dagegen, es kommt mir nämlich vor, als würde meine Zuschrift gar zu sehr als ein Angriff auf das Mitleid erscheinen, und das wollte ich vermeiden, das Eingehen auf meine gerechte Bitte würde als ein Geschenk etwas Drückendes für mich haben. Sie, lieber Herr Adams, haben die Beziehungen zwischen meinem theuren Bernhard und Vanhulsten genau gekannt, sie glauben mir auch ohne Zweifel, daß das Geld wirklich eine freiwillige Freundschaftsgabe war. Sie könnten also die Vermittelung am besten übernehmen, wenn Sie einen ausführlichen Brief an Herrn Kornelis schrieben. Wollen Sie mir diesen Freundschaftsdienst erzeigen?"

„Gewiß, gewiß!" versetzte Adams, und nachdem er noch einige Fragen sich hatte beantworten lassen, entfernte er sich so hastig, als wenn er den Brief augenblicklich abfassen wollte.

Als er aber auf seinem Zimmer angekommen war, setzte er sich keineswegs zum Schreiben nieder, sondern er suchte einige Portraits hervor, zu deren Vollendung fast nur noch einige Pinselstriche nöthig waren, und deren Ablieferung besonders dringend gewünscht wurde. In zwei Tagen war dies in's Reine gebracht, aber unmittelbar darauf war der Maler aus der Stadt verschwunden.

## 8. Der guten Ernte reiche Saat.

Der Kreisarzt fand nach einiger Zeit Dora in Thränen; ein für ihn ungewohnter Anblick, da sie vor Andern sonst sich nicht so zu zeigen pflegte. Er warnte: „Sie dürfen sich nicht zu viel und zu lange dem Kummer hingeben, sonst leidet auch Ihre Gesundheit, die sich bisher so vortrefflich gehalten hat. Ich habe Sie ja auch schon gefaßter gesehen."

„Es sind diesmal Thränen der Rührung, Freudenthränen, wenn Sie wollen."

„Das ist ein Anderes, da nehm' ich den aufrichtigsten Antheil. Darf ich wissen — —"

„Ich habe so eben diesen Brief von Adams aus Amsterdam erhalten."

„In Amsterdam ist der Wildfang? Und was hat er aus Amsterdam Gutes zu schreiben?"

Dora erläuterte mit einigen Worten das Verhältniß zu Kornelis und reichte dann den Brief dem Arzte. Dieser las: „Geehrte Frau! Meine diplomatische Sendung, zu der ich mich selbst kommittirt habe, ist in Betracht, daß sie mein erster Versuch in dieser Art ist, sehr gut ausgefallen, ja mir sogar sehr leicht geworden. Der Bevollmächtigte, der in Zippelstedt auftrat, war ein Strohkopf, ein engherziger Aktenschreiber, welcher einen Gewinnantheil herausschlagen wollte aus dem,

was er bei der Erbschaft in Deutschland herauszog. Herr Kornelis dagegen ist ein Ehrenmann, der gleich die Sache begriff und mir sofort beiliegende bündige und rechtskräftige Verzichtleistung auf das bewußte Geld einhändigte. Es giebt doch mehr brave Leute auf der Welt, als Mancher meint. Er wollte sich sogar von mir malen lassen, aber ich mußte die Ehre, einen vielfachen Millionär abzukonterfeien, ablehnen, weil ich ein anderes Geschäft zu erledigen habe. Dies ist auch die Veranlassung, wenn Sie erst später wieder zu sehen bekommen Ihren aufrichtigen Freund und Diener Adams."

Teuffer warf noch einen Blick in das mitgekommene Dokument und sagte dann: „Das ist allerdings ein gutes Ereigniß, Frau Doktor, und macht sowohl dem Herrn Kornelis, als besonders auch unserem Adams alle Ehre."

„Ich erblicke darin" — erwiederte Dora — „den Segen meines geliebten Mannes, und darum fanden Sie mich so gerührt."

„Es wird nicht der letzte Segen sein, der aus seinem Grabe für Sie entkeimt!" sagte der Arzt warm. — „Ich wollte jetzt eigentlich nachfragen, ob Sie schon bestimmte Ansichten und Pläne gefaßt haben, wie Sie zunächst Ihre Lage einrichten. Bis dahin glaubte ich Sie nicht drängen und übereilen zu dürfen, jetzt aber

halte ich es an der Zeit, die Sache zur Sprache zu bringen. Vielleicht hat auch die eben erhaltene Nachricht Einfluß auf Ihre Entschlüsse?"

„Das wohl kaum. Es schien mir nur ein Weg vorgezeichnet, nämlich daß ich mich um den Unterricht junger Mädchen in Handarbeiten oder auch in anderen Gegenständen bemühe, um in Verbindung mit meinem Wittwengeld eine hinreichende Einnahme zu bewirken. Eine schwere Sorge war dabei, die für mich bedeutenden Zinsen zu zahlen, und von dieser größten Sorge bin ich nun befreit. Durch Vermiethen einiger Räume des Hauses kann ich meine Lage noch erleichtern. Was meinen Sie denn nun, mein bewährter Freund?"

„Ich würde Ihrem Plane ganz beistimmen, wenn ich nicht einige anderweitige Vorschläge zu machen hätte. Da die Stadt ziemlich reich ist, so war der Magistrat Willens, in Anerkennung der treuen Dienste Ihres Mannes dieses Haus anzukaufen und Ihnen lebenslänglich zur freien Benutzung zu überlassen."

„Welch' ein großmüthiges Anerbieten ist das!"

„Es ist nun aber durch die Erklärung des Amsterdamer Hauses erledigt, und wir wollen schon dafür sorgen, daß statt dessen angemessene Erziehungsgelder für die Kinder bewilliget werden."

„Es ist zuviel des Guten."

„Keineswegs; auch bin ich noch nicht zu Ende.

Der bisherige Direktor Crusius ist selbstverständiger Weise auch der Leitung unserer höheren Töchterschule enthoben, und es steht dieser letzteren eine förmliche Umgestaltung unter der Aufsicht des Pfarrers Schmalz bevor; der Ober-Pfarrer Kiesewetter hat sich freiwillig zurückgezogen. Ich bin nun beauftragt, Ihnen die Frage vorzulegen, ob Sie die weibliche Oberleitung der neuen Schule gegen angemessene Vergütung übernehmen wollen?"

Fast erschrocken rief Dora: „Man überschätzt meine Befähigung!"

„Das überlassen Sie zuversichtlich der städtischen Behörde. Die Stellung wird um so angenehmer für Sie sein, da der wackere Busse den wichtigsten Theil des männlichen Unterrichts übernehmen wird. Nun, was meinen Sie zu diesem Vorschlag?"

Dora's Thränen flossen von Neuem, und sie sagte sehr gerührt: „Sie haben Recht, ein Segen nach dem andern keimt aus dem Grabe meines Bernhard empor. O, daß er nicht sieht, wie reich sich seine Wirksamkeit an den Seinigen belohnt! Aber — er braucht es ja nicht zu sehen, seine Hoffnung, daß es uns gut gehen werde, war bis zu seinem letzten Athemzuge unerschütterlich."—

Wir führen den gefälligen Leser noch einmal in die Residenz, zu welcher er uns schon früher willig gefolgt ist. In einem Pavillon des Parkes saß der Hoflektor

und las trotz seiner schwachen Augen so eifrig, daß er die knisternden Schritte eines Nahenden überhörte; erst als Jemand in den Pavillon eintrat, blickte er auf und erkannte den Herzog. So ehrerbietig er sich auch erhob und seinen Fürsten begrüßte, so lag doch eine so unverkennbare Zurückhaltung und Gemessenheit in seinem Wesen, daß es den hohen Herrn ordentlich betroffen machte.

„Seh' ich Sie endlich einmal, lieber Hoflektor? Ich habe das Vergnügen lange entbehrt. Warum sind Sie nicht mehr bei den musikalischen Unterhaltungen erschienen?"

„Mein Befinden erlaubte es nicht, Hoheit."

„Das ist Schade. Die Leistungen des Quartetts waren süperbe, würden Ihnen Freude gemacht haben. Es ist zu bedauern, daß es in seiner bisherigen Zusammensetzung nicht bestehen wird. Der Hatschek spielt zwar wundervoll, aber er beträgt sich doch zu leichtsinnig und ist zu anspruchsvoll, ich muß ihn entlassen und hab' ihm die Kündigung schon zukommen lassen. Aber Schade ist es. Ich glaube nicht, daß eine andere Hofkapelle sich eines so gut eingespielten Quartetts rühmen kann, seitdem der Tod eine Lücke unter den Brüdern Müller gemacht hat."

Er schien eine anerkennende Beistimmung des Hof-

lektors zu erwarten, aber dieser verharrte in ernstem Schweigen.

Mit etwas gereiztem Tone begann der Herzog wieder: „Sie sind eigentlich kein sonderlicher Verehrer der Musik, Herr Hoflektor?“

„Ich bitte um Verzeihung, Hoheit; ich glaube die Musik derjenigen Stellung gemäß zu würdigen, die ihr nach meiner Ueberzeugung zukommt.“

„Hm, ich verstehe, Sie meinen: nach der Poesie. Nun, ich liebe die Literatur auch. Was lasen Sie denn vorher so eifrig?“

„Es war das zweite Werk vom Verfasser des Volksfreundes.“

„Um Ihnen zu beweisen, daß ich lebhaftes Interesse an unserer schönen Literatur nehme, kann ich Ihnen sagen, daß ich das Buch gereits gelesen habe.“

Der hartnäckige Hoflektor fragte nicht, wie Sr. Hoheit das Buch gefallen habe.

„Das Werk besitzt reiche Erfindung, warmes Gefühl und tiefe Reflexion.“

Der Hoflektor verbeugte sich stumm.

Verstimmt und ungnädig wollte sich der Herzog entfernen, doch siegte plötzlich eine andere Empfindung, er drehte sich rasch um und sprach mit offener Herzlichkeit: „Es ist Etwas zwischen uns, was nicht taugt,

lieber Hoflektor, und Sie lassen es mich fast zu — bemerkbar empfinden. Indessen biete ich dem älteren Freunde gern die Hand zur Verständigung, sowie ich im Grunde denn auch die Veranlassung zum Mißverständniß gegeben haben mag."

„Ew. Hoheit gehen zu gnädig mit einem alten ausgedienten Schriftsteller um, der überhaupt wenig vorstellt, am allerwenigsten aber einen Hofmann."

Der Herzog machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, indem er sagte: „Es ist der Verfasser eben jenes Buches, wegen dessen Sie unwillig sind."

„Wie könnte von Unwillen gegen meinen gnädigsten Fürsten und Herrn die Rede sein? Ew. Hoheit schienen sich zwar für den armen Schriftsteller zu interessiren und in bekannter großmüthiger Weise Etwas für denselben thun zu wollen — —"

„Gewiß, zumal bei Ihrer Fürsprache, die ich um so lieber berücksichtige, je seltener sie eintritt. Aber das Jahrgeld zu bewilligen, ging nun einmal nicht an."

Der Hoflektor verharrte wieder in seinem Schweigen, welches jedesmal den hohen Herrn in Verlegenheit setzte; bei lebhafter Rede und Gegenrede kann man sich leichter vertheidigen, als bei einer solchen stummen Anklage.

Mit einigem Zögern fuhr der Herzog fort: „Ich hatte darauf ein Geldgeschenk versprochen, und ich habe

das, die offene Wahrheit zu sagen, völlig vergessen. Sie werden es erklärlich finden, wenn Fürsten, selbst die kleinen, vergeßlich sind, da ihnen so vielerlei Sachen durch den Kopf gehen. Finden Sie es nicht erklärlich?"

„Die Fürsten sollten sich gewöhnen, das Böse zu vergessen, des Guten aber zu gedenken."

„Sie sind ja heute außerordentlich kurz angebunden, doch erblicke ich in dieser Strenge eine gerechte Strafe für meine Vergeßlichkeit. Um nun wieder mit Ihnen auf einen guten Fuß zu kommen, will ich ungesäumt Ihnen die doppelte Summe einhändigen, die ich ursprünglich bestimmt hatte, und außerdem die Festsetzung eines Jahrgeldes in die reiflichste Erwägung ziehen. Sind Sie nun zufrieden, Sie strenger Sittenrichter?"

Der Hoflektor fühlte sich entwaffnet und erwiederte gerührt: „Wollte Gott, daß Ew. Hoheit diesen Gedanken großmüthigen Edelsinns zur Ausführung bringen könnten! Aber es ist leider zu spät."

Sehr betroffen rief der Herzog: „Wie, Sie wollen doch damit nicht sagen, daß er todt sei?"

„Er ist gestorben."

„Doch nicht in Noth und Verzweiflung?"

„Nein, das nicht. Zwar eine Anerkennung, wie er sie verdiente, hat er nicht gefunden, und schwere Nahrungssorgen scheinen ihm bis zum letzten Augenblick gefolgt zu sein, aber er ist gestorben im seligsten

Frieden der Versöhnung mit der Welt und seinem Schicksal."

„Woher wissen Sie das Alles?"

„Seine Wittwe hat mir einen Brief geschrieben, um mir seinen letzten Gruß zu bestellen. Dieser Brief ist so außerordentlich schön, daß ich mich nicht von ihm habe trennen können, obgleich es schon mehrere Tage her ist, daß ich ihn empfing. Er liegt in jenem Buche. Geruhen Ew. Hoheit ihn zu lesen?"

Der Herzog nahm den Brief, welchen ihm sein Lektor eröffnet reichte, und durchlas ihn. Welchen Eindruck derselbe auf den edlen Mann hervorbrachte, ließ sich an den gerötheten Wangen und den feuchten Augen erkennen; indem er langsam das Schreiben zusammenfaltete, sprach er mit tiefer Empfindung: „Ich habe nie etwas Rührenderes gelesen! Es spricht sich ein so schöner Schmerz, eine so milde Würde und zugleich eine so zarte Dankbarkeit gegen Sie darin aus, daß ich Sie wirklich um den Brief beneide."

„Ja, Hoheit, die Frau muß ein Engel sein, der dem armen Schriftsteller zugesellt war, auf daß er nicht ganz unglücklich werde. Wie herrlich das treffliche Wesen die kummervollen Tage des Gatten getheilt haben mag, läßt sich gut genug aus diesen Zeilen herauslesen."

„Aber sie selbst soll keine kummervollen Tage mehr erleben!" rief der Herzog in schöner Aufwallung.

„Wie engherzig kommt mir in diesem Augenblick die ängstliche Berechnung bei den Ausgaben für gute Zwecke vor! Ich zögere, Hunderte zu verwenden, und es stehen mir Tausende zu Gebot, sobald ich ernstlich will. Nie ist mir das Rein-Menschliche so nah' an's Herz getreten, wie in diesem Falle. Schreiben Sie der edlen Frau nur sogleich, daß ihr ein sorgenfreies Asyl bei mir offen steht, daß sie die Wahl hat zwischen einer freundlichen Wohnung der Residenz und einer stillen Abgeschiedenheit auf dem Lande. Sobald sie ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt hat, werde ich eigenhändig ein Einladungsschreiben an sie abfassen."

Der Hoflektor ergriff die Hand des Herzogs, indem er mit bewegter Stimme mühsam die Worte hervorbrachte: „Mein gütigster Fürst!" Und er beugte sich tief über die Hand, vielleicht um eine Thräne zu verbergen, die in sein altes Auge trat.

## 9. Ende.

Die Aufregung, in welche Dora durch die bald darauf eingetroffenen Mittheilungen des Hoflektors versetzt wurde, war außerordentlich groß. Sie benachrichtigte den Kreisarzt sofort davon, und da dieser einen entscheidenden Rath für sich allein nicht zu geben wagte, so wurden auch Schmalz und Busse hinzugezogen, und es wurde ein förmlicher Kongreß abgehalten. Als der-

selbe gerade beginnen sollte, stellte sich unerwartet noch ein Mitglied ein, nämlich Adams, der soeben von seiner Reise zurückgekehrt und sogleich nach dem Hause der Wittwe geeilt war. Man begrüßte ihn freudig, und namentlich sprach Dora ihren herzlichen Dank für seine so aufopfernde wie erfolgreiche Bemühung in Amsterdam aus. Dann setzte man ihn kurz in Kenntniß von der Sachlage, worauf er erwiederte: „So bin ich ja noch im rechten Augenblick gekommen, um auch mein Wort mitzusprechen. Nun ist aber auch die Versammlung vollzählig, und die Verhandlungen können beginnen."

Man überließ Schmalz das Vorrecht, seine Meinung zuerst zu äußern, und er sprach: „So leid es mir thut, wenn wir unsere werthe Freundin mit ihren Kindern aus unserer Mitte verlieren, so muß ich doch ihr eigentliches Wohl höher anschlagen und den Rath ertheilen, daß sie auf den großmüthigen Vorschlag des Herzogs eingeht. Sie genießt dort alle Vortheile, die sie hier haben könnte, nämlich sich einer sorgenfreien Lage zu erfreuen, und braucht sich nicht einem doch immer schwierigen und verantwortlichen Berufe zu unterziehen, kann sich vielmehr in glücklicher Muße ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen."

Busse, der sich die Zukunft im Zusammenwirken mit der trefflichen Frau schon recht freundlich ausgemalt

hatte, entgegnete eifrig: „Ich glaube kaum, daß ein solches im Grunde doch gar zu müßiges Leben der Gemüthsart unserer verehrten Frau Doktor zusagen würde; sie zieht wohl eine geregelte Thätigkeit und ein segensreiches Wirken jener einförmigen Ruhe vor, abgesehen davon, daß es ihr gewiß größere Genugthuung verschafft, ihren Lebensunterhalt eigener Anstrengung zu verdanken, als der Gnade eines Fürsten, so edel dieser auch immer sein mag."

Der Arzt erklärte: „Es spricht für Beides mancher Umstand. Der hiesige Aufenthalt mit der Uebernahme einer gewiß nicht leichten Verpflichtung war immer nur ein Ausweg, der durch die Verhältnisse geboten schien, dessen Schwierigkeiten sich aber nun mit voller Besonnenheit abwägen lassen. Die Uebersiedelung in das so edelmüthiger Weise gebotene Asyl schiene unbedingt den Vorzug zu verdienen, wenn nicht in Betracht käme, daß es immer ein mißliches Ding bleibt, von dem guten Willen eines Einzelnen abzuhängen. Denke ich auch gar nicht an den Fall, daß der hochherzige Fürst doch auch veränderliche Launen haben und der vergönnten Gnade überdrüssig werden könne, so bleibt ja die Möglichkeit seines frühen Todes, und wie dann sein Nachfolger über die Sache denken werde, ist eine ungewisse Sache."

Nun ergriff Dora selbst das Wort: „So reizend

es erscheint, von der fürstlichen Gnade Gebrauch zu machen, so wenig kann ich mich doch den Bedenken verschließen, welche dagegen ausgesprochen worden sind. Und es kommt noch eine Erwägung, noch etwas Anderes hinzu. Die Dankbarkeit, welche diese Stadt dem Andenken an meinen theuren Mann beweist, hat etwas Verpflichtendes für mich; wenn ich denken könnte, nach meinen schwachen Kräften den guten Willen der Stadt durch gute Dienste zu vergelten, so würde mein Herz dafür sprechen, daß ich lieber auf die hiesigen Anerbietungen einginge und bliebe."

„Aber dafür" — fiel Adams ein — „würden Sie doch auch der Stadt nicht unerhebliche Opfer auferlegen."

Der Arzt versetzte: „Wenn man sie so nennen könnte, so kämen sie nicht in Betracht, da der jetzige Magistrat sie so bereitwillig anbietet."

„Der jetzige Magistrat! Aber wenn nun ein anderer Magistrat an die Reihe kommt, dem die Sache unbequem wäre?"

Verdrießlich sagte Busse: „Sie scheinen also für die andere Entscheidung gestimmt zu sein?"

„Das will ich damit nicht gesagt haben."

„Nun, so treten Sie denn mit Ihrer eigentlichen Meinung hervor!" sagte Busse gereizt.

Ruhig erwiederte Adams: „Das will ich thun.

Mein erster Vorschlag ist, daß Frau Korn die Anerbietungen hiesiger Stadt ablehnt, aber in Anerkennung des ihr bewiesenen guten Willens der Stadt gegenwärtiges Haus nebst Gärtchen zum Geschenke macht."

Aergerlich rief Busse: „Ihre alten Scherze sind hier übel angebracht!"

Auch Schmalz äußerte mißbilligend: „Mir scheint gleichfalls die ganze Sache nicht zum Scherzen geeignet."

„Ich scherze durchaus nicht. Mein zweiter Vorschlag ist, daß Frau Korn den Vorschlag des Fürsten ebenso dankend ablehnt, vielmehr sich in einer recht schönen und anmuthigen Gegend Deutschlands niederläßt, um in glücklicher Unabhängigkeit ihren Kindern und sich selbst zu leben. Bei ihrer Liebe für Literatur und Kunst, sowie bei ihrer ungewöhnlichen Bildung wird nicht zu befürchten sein, daß ihr die Muße je beschwerlich sein könne."

Alle schauten bestürzt auf den Redner, denn es tauchte ihnen mehr oder weniger die Befürchtung auf, daß es mit dessen Verstande übel bestellt sei.

Indem der Arzt den Maler scharf in's Auge faßte, fragte er möglichst gelassen: „Und wie sollten die Mittel für diesen Plan beschafft werden?"

„Die Mittel sind mehr wie hinreichend vorhanden."

Busse, der nun wirklich Adams für verrückt hielt,

sagte: „Sie wollen wohl dieselben durch Gemälde aufbringen?"

„Nein, das nicht. Frau Korn ist im Besitz eines bedeutenden und ganz unabhängigen Vermögens."

Aengstlich sprach Dora: „Ich bitte, lassen wir für jetzt die ganze Sache fallen, wir können sie ja ein anderes Mal wieder aufnehmen."

Adams wandte sich mit einem eigenthümlichen Ernst, den eine Art von Rührung zu durchzucken schien, an sie: „Wir können die Sache nicht fallen lassen, bevor ich Ihnen diese Urkunde eingehändigt habe, die Ihnen jenes Vermögen sichert, wovon ich sprach."

Zugleich überreichte er ihr ein großes zusammengefaltetes Papier; sie nahm es, um den vermeintlich Verrückten nicht zu erzürnen, gab es aber sogleich, als wenn es in ihren Händen brenne, dem Arzte.

Teuffer schlug es auseinander, warf einen Blick hinein, las immer eifriger, so daß auch die Uebrigen ihre Blicke gespannt auf ihn richteten, und rief im höchsten Erstaunen: „Beim Himmel! Ein vollkommen ausgefertigtes Dokument, worin ein Herr Theodor von Werneuchen der Frau Oberlehrer Korn dreimalhunderttausend Thaler überweist, mit der Bedingung, dem Theodor von Werneuchen Zeit seines Lebens eine Leibrente von jährlich tausend Thalern zu zahlen oder durch ihre Erben zahlen zu lassen, sowie auch, wenn

sich in Folge erlassener Aufforderungen sonstige, bis dahin unbekannte, aber anspruchsberechtigte Erben des verstorbenen Rittergutsbesitzers Herrn Karl von Werneuchen melden sollten, ihnen den ihnen zustehenden Pflichttheil auszuhändigen."

„Dies Letzte ist nur der Form wegen," — erläuterte Adams — „denn ich weiß bestimmt, daß solche Erben nicht vorhanden sind."

Ohne auf ihn zu hören, fuhr der Arzt fort: „Und das Alles von einem Gerichtshof ausgefertigt, von Zeugen bestätigt, mit Siegel und Unterschriften versehen. Ich kann nicht leugnen, lieber Adams, ich hielt Sie Anfangs für etwas geistesverwirrt, jetzt aber zweifle ich an der Gesundheit meines eigenen Verstandes."

Eine Zeit lang waren Alle wie versteinert, endlich rief Busse: „Aber wer in aller Welt ist denn dieser Herr Theodor von Werneuchen?"

Nicht ohne einen Anflug des alten Spottes machte Adams eine Verbeugung vor ihm mit den Worten: „Wenn Sie gütigst erlauben wollen, so stelle ich Ihnen den Herrn Theodor von Werneuchen in meiner eigenen geringen Person vor, bitte aber, der alten Gewohnheit wegen beim Namen Adams zu bleiben, weil ich sonst auf jenen ungewohnten Namen vielleicht selbst nicht hören möchte."

Niemand wußte ein Wort hervorzubringen.

Adams — denn auch wir bleiben bei der alten Gewohnheit — zog ein anderes Dokument hervor und sagte: „Diese ebenfalls gerichtliche Urkunde hat schon vor einigen Jahren anerkannt, daß Derjenige, welcher sich bis dahin Adam Adams nannte, identisch ist mit Theodor von Werneuchen. Es thut mir leid, wenn ich ungeschickt in meinem Verfahren gewesen bin und Sie Alle dadurch in ein gewisses Erstaunen versetzt habe, aber ich konnte doch nicht mit der Thüre in's Haus fallen, sondern mußte auf irgend eine Weise meine Metamorphose einkleiden. Wenn ich beim Hereintreten gleich gesagt hätte, ich bin Theodor von Werneuchen, so gab es dieselbe Geschichte. Nun hören Sie mich einmal einige Minuten ruhig an."

Und nun setzte er in kurzer, aber klarer Darstellung seine Lebensgeschichte ihren Hauptumrissen nach auseinander, so daß die Hörer den Zusammenhang wirklich verstanden, ohne jedoch seinen Charakter ganz begreifen zu können. Er schloß seine Darstellung mit den Worten: „Seitdem Freund Korn als Schriftsteller aufgetreten war, hatte ich mich gewöhnt, in allen Zeitungen, die mir aufstießen, nach Anzeigen oder Beurtheilungen seiner Schriften herum zu stöbern, daher machte ich es ebenso auf der Reise nach Amsterdam. Ich hatte noch nicht den deutschen Boden verlassen, als ich auf einem Bahnhofe in einem großen Rheinischen

Blatte die Aufforderung an Theodor von Werneuchen, genannt Adam Adams, fand, worin der Landrichter Glöckle denselben um persönliches Erscheinen oder um Nachricht über seinen Aufenthalt bat, weil er demselben eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Ich ging aber doch erst nach Amsterdam, so wenig dies im Grunde nöthig gewesen wäre. Darauf fuhr ich auf verschiedenen Dampfschiffen bis Würzburg, und weil mir die Reisekasse völlig ausgegangen war, so mußte ich den letzten Theil des Weges zu Fuß unter erschwerenden Umständen zurücklegen, langte aber doch wohlbehalten bei dem braven Landrichter an. Mein Vater war, wie ich schon denken konnte, gestorben, nachdem meine gnädige Frau Stiefmama Regina, verwittwete Freifrau von Gonzenhausen, bereits ein Jahr früher des Todes verblichen war. Vermöge der testamentlichen Bestimmungen ging das Gut Werneuchen an meine Stiefschwester Brigitta von Gonzenhausen über, welche — beiläufig bemerkt — eine ganz gräuliche Person ist, um klösterlichen Zwecken gewidmet zu werden, das baare Vermögen aber fiel mir zu. Was über die hübsche runde Summe von dreimalhunderttausend Thalern hinausging, nahm ich gleich zu mir und führe es meist noch in verschiedenen Papieren und Münzen mit mir, wie ich aber über jene runde Summe verfügte, das lehrt jenes gerichtliche Papier, und das

Geld selbst wird demnächst nachfolgen, sobald wir Herrn Glöckle mitgetheilt haben, wohin es dirigirt werden soll."

Einigermaßen von der ersten Maßlosigkeit ihrer Ueberraschung zurückgekommen, rief nun Dora aus: „Und haben Sie jemals geglaubt, daß ich dieses märchenhafte Geschenk annehmen würde?"

„Nun, das versteht sich ja von selbst."

„Es ist ganz unmöglich!"

„Es ist Nichts leichter. Was sagen Sie, meine Herren?"

Schmalz räusperte sich, um wieder zur gewöhnlichen Stimme zu kommen, nachdem ihm der Athem vor Erstaunen ganz versetzt gewesen war: „Der Fall ist so ganz ungewöhnlich und außerordentlich, daß ich allerdings die Unentschlossenheit der Frau Doktor Korn begreife."

„Wenn Sie auch" — sagte Teuffer — „bei Ihren mäßigen Lebensbedürfnissen recht gut mit der Leibrente auskommen können, ja wenn Ihnen Frau Doktor Korn jede andere Zahlung zu bewilligen bereit wäre, so könnten Sie doch im Fall einer Verheirathung diesen Schritt bereuen."

Fast entrüstet rief Adams: „Was? seh' ich aus wie Einer, der an Verheirathung denkt? Ich habe zwar einmal wirklich daran gedacht, aber das Frauenzimmer

war klüger als ich. Zufällig stieß ich bei meiner Jagd nach Zeitungs-Annoncen auch auf die Heirathsanzeige meiner Dulcinea und wünschte ihr im Herzen und von Herzen tausend Mal Glück, ja ich hatte sogar nicht übel Lust, bei meiner Rückreise bei ihr vorzusprechen, aber ich unterließ es, weil es hätte aussehen können, als wenn ich sie ihren damaligen Entschluß hätte bereuen machen wollen."

„Das war brav!" sprach Busse halblaut zu ihm.

Dora ergriff seine Hand und sagte: „Nehmen Sie meinen gerührtesten und innigsten Dank in Empfang, aber auch die bestimmteste Versicherung, daß ich Ihre Gabe durchaus nicht annehmen kann."

„Das wird gar nicht auf Ihren Willen ankommen, Verehrteste. Ich vermache dann mein Vermögen meinem verstorbenen Freund Korn als demjenigen Manne, auf den ich am meisten unter Allen gehalten habe, und seiner verstorbenen Tochter Rosa, meinem unvergeßlichen Liebling. Meines Wissens sind Sie die natürliche Erbin Beider, und Sie mögen dann zusehen, wie Sie sich gegen die Gerichte der Erbschaft erwehren wollen."

Schmalz ergriff das Wort: „Wenn es unserem Freunde, wie wir uns Alle überzeugen, ein so hoher Ernst um die Sache ist, so weigern Sie sich nicht länger, theure Frau. Wie ich mir die Sache in den letzten

Augenblicken habe durch den Kopf gehen lassen, so ordnet sie sich etwa folgendermaßen am besten. Sie bleiben nicht an diesem Orte, weil Sie in der That anderswo einen schönern Aufenthalt finden, und weil ich denken kann, daß das Verbleiben in hiesiger Stadt dem Herrn von Werneuchen — oder Herrn Adams — nicht ganz recht sein würde. Gegenwärtiges Haus schenken Sie unserer Stadt unter der Bedingung, daß immer ein verdienter Lehrer des Gymnasiums darin lebenslänglich freie Wohnung habe, wenn er nicht etwa nach einer andern Stadt umzieht, und wen in dieser Hinsicht zuerst die Reihe trifft, das kann wenig zweifelhaft sein. Sie aber schlagen Ihren Wohnsitz in der Residenz des edelmüthigen Herzogs auf, die ja an Schönheit der Umgebung und Milde des Klima's in Deutschland ihres Gleichen suchen soll; Sie finden dort gewiß die beste Aufnahme, und der Herzog wird für eine gehörige Verwaltung Ihres Vermögens sorgen. Ueber dies Vermögen selbst können Sie einst, nach Sicherstellung der Zukunft Ihrer Kinder, im Sinne Ihres trefflichen Gemahls verfügen, so daß ein bedeutender Theil desselben unzulänglich besoldeten Lehrern zu Gute kommt. Will indessen Herr von Werneuchen — — ich bitte um Entschuldigung — will Herr Adams zu anderen Zwecken größere Summen als die bescheidene, die er sich vorbehalten hat, entneh-

men, so steht es ihm immer frei. Wie gefällt dieser Vorschlag?"

Mann konnte demselben die Beistimmung nicht versagen, und Dora selbst mußte nachgeben.

Als die Freunde sich entfernt hatten, suchte sie das Grab Bernhard's auf, als müsse sie dort dem Verstorbenen den Umschwung ihres Geschickes anvertrauen und das volle Herz ausschütten.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Juengst, Ludwig Volrad

Vier Freunde Roman in 3 Bänden von Ludwig Rosen (pseudon. für Ludwig Volrad Jüngst)

Bd.: 3

Breslau 1861